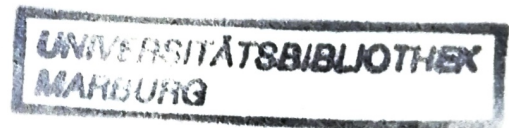


CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek
humanismusforschung seit 1945 [neunzehnhundert-
fünfundvierzig]: ein Bericht aus inter-
disziplinärer Sicht / dt. forschungsgemeinschaft.

(mitteilung / deutsche forschungsgemein-
schaft, kommission für humanismusforschung;
2)

ISBN 3-7646-1631-8

NE: Deutsche Forschungsgemeinschaft



1849

Harald Boldt Verlag
5407 Boppard, Postfach 110
ISBN: 3 7646 1631 8

© 1975

Deutsche Forschungsgemeinschaft
53 Bonn-Bad Godesberg 1, Kennedyallee 40
Telefon (0 22 21) 88 11
Telegrammanschrift: Forschungsgemeinschaft
Herstellung: boldt druck boppard gmbh

ÜBER EINIGE RICHTUNGEN IN DER ERFORSCHUNG DES DEUTSCHEN HUMANISMUS SEIT ETWA 1950*

VON OTTO HERDING

I

Auch die Erforschung des deutschen Humanismus ist nicht unberührt geblieben von der allgemeinen Tendenz, sozialhistorische Gesichtspunkte und Methoden in den Vordergrund zu stellen. Ein Zeichen dafür ist allein die Tatsache, daß die 1932 zuerst erschienene „Soziologie der Renaissance“ von Alfred von Martin 1974 in dritter Auflage herausgekommen ist¹. So erhält auch die gewiß grundsätzlich nicht neue Beobachtung, daß Residenzen geistlicher und weltlicher Herren, mitunter auch Klöster, daß die Universitäten, vor allem aber die Städte, besonders die großen und reichen, Boden und Wachstumsbedingungen für die studia humanitatis hergaben, vermehrtes Gewicht. Was bisher gerne – wenn auch keineswegs immer und überall – bloß als biographisches Detail im Werdegang des einzelnen Humanisten zur Sprache kam: Herkunft, Wirkungsbereich, das angesprochene und das tatsächlich erreichte Lesepublikum, all das wird nun systematischer vergleichend untersucht; Erfolg, Scheitern oder Wandel humanistischer Tendenzen wird im Blick auf die Gesellschaft als Ursache und wiederum als Wirkungsfeld gesehen.

* Es handelt sich also nicht um eine Bibliographie irgendwelcher Art, sondern um die Charakteristik von bestimmten Richtungen in der Darstellung und Forschung. Infolgedessen ist auch nicht im mindesten Vollständigkeit angestrebt, sondern eine Auswahl von Titeln zur Verdeutlichung dieses Zweckes. Dabei kann unter Umständen eine Miszelle aus dem Jahr 1949 oder 50 wichtiger sein als ein Buch von 1975! Es handelt sich ferner im Wesentlichen um Aussagen von deutschen Autoren über den deutschen Humanismus, nur ganz vereinzelt erscheinen Ausnahmen bei Autoren oder Themen – die Erasmusforschung ist stets ein Sonderfall – angebracht.

¹ Alfred von Martin, *Soziologie der Renaissance*, München, 31974, nach dem Text der zweiten Auflage Frankfurt 1949 gedruckt. Im Blick auf die nachher zu erörternden Probleme ist der Untertitel dieser zweiten Ausgabe wesentlich: *Physiognomik und Rhythmik einer Kultur des Bürgertums*.

Wir sagten: vor allem die Städte. Geradezu idealtypisch hat den Zusammenhang zwischen Bürgertum (Patriziat und Ehrbarkeit) und Humanismus Wolfgang Zorn² in seinem Aufsatz: „Die politische und soziale Bedeutung des Reichsstadtbürgertums im Spätmittelalter“ formuliert, wo er, ausgehend von der heftigen „Städteanklage“ Johannes Hallers³ – gegen deren engstirnigen Partikularismus – die Schwierigkeiten analysiert, die sich einem abwägenden Urteil über die Reichsstädte tatsächlich entgegenstellen, und zwar findet er sie ganz richtig – schon der Verfasser der *Reformatio Sigismundi* dachte 1439 so – in ihrem Wesen selber. Erst der Humanismus habe die Funktion gehabt, dem in der Stadt bisher nur unvollkommen entwickelten Ideal der Leistungsgesellschaft Gestalt zu verleihen. Daher der Vorsprung der Reichsstädte in der humanistischen Bewegung. Die anderen: Bischöfe, Fürsten, Ritter wären also gewesen, was sie waren und hätten sich den Humanismus als Schmuck oder Steigerung noch zugelegt, der reichsstädtischen Gesellschaft hätte aber der Humanismus erst zu sich selber, zu dem in ihr nach Vollendung strebenden Wesen verholfen! Die humanistische Universitätsgründung der Reichs- und Konzilsstadt Basel, so wieder Zorn, sei auf dieser höheren Stufe städtischen Selbstbewußtseins die Entsprechung zu der ersten städtischen Universitätsgründung in Köln, 1388. – So meint es, ohne so programmatisch zu präzisieren, wohl auch Ernst Walter Zeeden⁴ in seiner „Deutschen Kultur in der frühen Neuzeit“, 1968: die Stadt als Hort und Pflegestätte des Humanismus ... „die großen Gestalten des Humanismus seien außerhalb der Städte überhaupt nicht denkbar ... der geistige Tauschplatz (Hervorhebung von mir), auf den die Humanisten nicht verzichten konnten, war nicht die Universität, sondern die Stadt, vor allem die große, wirtschaftlich starke Stadt ... Fürstentum und Adel passen sich im Lauf des 16. Jahrhunderts immer deutlicher der kulturellen Führung des Bürgertums an ...“ (Vgl. S. 143–147). Daß die Meinung vom Wesenszusammenhang zwischen Humanismus und Bürgertum sich nicht

² ZBLG 24 (1961).

³ Johannes Haller, *Die Epochen der deutschen Geschichte*, Stuttgart 1922 und öfter. In der mir vorliegenden 2. Auflage von 1928 – das Buch ist seither noch öfter aufgelegt worden – besonders 121 ff. Das Buch hat im übrigen heute wohl nur noch historiographisches Interesse und darf, was natürlich nicht von sämtlichen Arbeiten Hallers gesagt werden kann, als abgetan gelten.

⁴ Ernst Walter Zeeden, *Deutsche Kultur in der frühen Neuzeit*. Frankfurt 1968 (Handbuch der Kulturgeschichte I, 5).

von selber versteht, zeigt etwa die gegenläufige Bemerkung in der unter Hermann Heimpels Leitung 1958 entstandenen Dissertation von Heinrich Schmidt⁵ über die deutschen Städtechroniken als Zeugnisse bürgerlichen Selbstverständnisses: Der Humanismus „nimmt seinen Ursprung außerhalb der deutschen Stadt, greift als eine geistige Bewegung weit über ihren Bereich hinaus und ist in der Herkunft seiner Vertreter nicht unbedingt an sie gebunden“ (S. 13).

Gilt dieses Hervortreten sozialhistorischer Aspekte, das Bewußtwerden eines breiten Grenzbereiches ideen- und sozialgeschichtlicher Forschung ganz allgemein, so kommt für den deutschen Fall stärker als anderswo noch ein weiteres Prinzip hinzu, das auf den ersten Blick für den Humanismus wenn auch noch eher als etwa für die Scholastik, aber doch sehr schlecht zu passen scheint: die methodische Folgerung nämlich aus der entscheidenden Rolle, die in der deutschen Geschichte die territoriale Gliederung spielt.

Karl Lamprecht hat sie, worauf Gerhard Östreich⁶ kürzlich hinwies, im Jahre 1896 in einem Schreiben an den sächsischen Kultusminister so formuliert: „Die Erforschung der Zustände kann entsprechend einer neuen Strömung auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft nur in landesgeschichtlichen Studien eingehend und zuverlässig erfolgen“. Lamprecht meint mit dem für sich genommen etwas unpräzise klingenden Wort „Zustände“ die sozialen, ökonomischen, kulturellen Unter- und Hintergründe des politischen Geschehens, eben das, was den Sozialhistoriker kümmert. Wir brauchen uns bei seinem besonderen Anliegen aber nicht aufzuhalten. Jedenfalls hat sich für das Gebiet der vorindustriellen innerdeutschen Geschichte kaum ein Satz so sehr bewährt und bewahrheitet wie dieser, so sehr, daß man ein gutes Menschenalter später sogar auf den deutschen Universitäten allmählich allgemein die institutionellen Konsequenzen aus ihm gezogen hat.

Wenn das so ist, dann muß also der Humanismusforscher jedenfalls für Deutschland eine solche Verknüpfung des sozialhistorischen Aspektes mit dem regionalgeschichtlichen vornehmen. Aber gehört der Humanismus zu den „Zuständen“ im Lamprechtschen oder irgend einem moderneren Sinne? Gehört er nicht im Gegenteil ganz und gar zu den

⁵ Heinrich Schmidt, *Die deutschen Städtechroniken als Spiegel des bürgerlichen Selbstverständnisses im Spätmittelalter*, Göttingen 1958 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 3). Vgl. auch W. Rüegg, Anm. 9.

⁶ Gerhard Östreich, *Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland*, in: H. Z. 208 (1969), 320–363.

„Bewegungen“? Die Wanderhumanisten von der Art des Celtis oder Peter Luder oder Erasmus, deren Namen man sofort zur Hand haben wird, würden den Einwand bestätigen. Auch aus anderen Gründen, die wir uns zum Ende aufsparen, wäre die Gesamterscheinung keinesfalls in regionaler Aufteilung erfaßbar. Und doch gehören zum Wanderer die Orte der Einkehr und ist das Klima, das ihn in den einzelnen deutschen Landschaften erwartete, ist die Art, wie der Humanismus in jeweils regional gefärbten Institutionen, in dauerhaften Schulen und kurzlebigen Gesellschaften gedieh oder gehemmt wurde, für sein Verständnis unabdingbar notwendig.

Es ist daher auch kein Zufall, daß zahlreiche Studien in landesgeschichtlichen Zeitschriften oder Publikationsreihen dem Humanismus gewidmet sind. Das hat nicht nur damit zu tun, daß die deutschen regionalgeschichtlichen Zeitschriften sich immer mehr auch ins Allgemeine hineinbegeben, eine Tendenz, über die man verschiedener Meinung sein kann. Vielmehr ist erstaunlich viel doch auch vom *genius loci* mitbedingt und ist erstaunlich viel „stabil“ im deutschen Humanismus. So eröffnet sich, wenn von vornherein die methodische Klarheit darüber besteht, daß Teilaspekte nicht universal sein wollen und können, ein wesentlicher und vor allem ein im Blick auf das historische Gewicht der Territorien in solcher Ausprägung typisch deutscher Zugang zur Sache. (Ich habe ihm entgegen meinem ursprünglichen Vorhaben, einen kritisch vergleichenden Überblick über Editionsmethoden und Editionspläne vorzulegen, aus diesem Grunde den Vorzug gegeben.)

Nun ist es freilich nicht ganz einfach, aus der Mannigfaltigkeit zwischen Schleswig-Holstein und Bayern die Beispiele so herauszugreifen, daß sie nicht den Eindruck des Willkürlichen erwecken.

II

A. Kraus⁷ meint in seiner Darstellung der „Gestalten und Bildungskräfte des fränkischen Humanismus“, keine Landschaft des alten Reiches abgesehen von Sachsen und Thüringen mit ihrer dichten Häufung von Universitätsstädten habe die großen Anregungen mit gleicher Bereitschaft aufgenommen wie Franken, ja er nennt Franken sogar

⁷ Andreas Kraus, *Gestalten und Bildungskräfte des fränkischen Humanismus*, in: *Handbuch der Bayerischen Geschichte*, hrsg. Max Spindler, III, 1, München 1971, 556–602, hier 557.

die ideale Heimstätte des Humanismus — und dies, es wird mehrfach betont, ohne daß eine Universität zuhelfe gekommen wäre — was trotz Würzburg dessen spätmittelalterliche Anfangsphase (seine Hohe Schule wurde erst wirksam durch die Neugründung Julius Echers 1582) nicht vorgehalten hat, richtig ist. Wir hätten also einen Universitätshumanismus in Thüringen und Sachsen und einen Residenzen- und Reichsstadthumanismus in Franken. Vf. wird nichts einwenden, wenn ich noch den südwestdeutschen Humanismus als dritten hinzufüge, dessen politischer Schauplatz allerdings womöglich noch komplizierter wirkt. Wir können in unserem Bericht nur eine Auswahl treffen. Dabei ist auf Kraus gleich zurückzukommen.

Zunächst Irmgard Höss⁸ im dritten Band (1967) der von Hans Patze und Walter Schlesinger herausgegebenen Geschichte Thüringens.

Es ist fast selbstverständlich, daß sie mit Erfurt, dessen Universität im 2. Bd. (1973!) von Erich Kleineidam behandelt wird, beginnt. Und zwar mit Nikolaus Marschalk und dessen in dreifacher Hinsicht typisch humanistischer Wirksamkeit: Erfurter Ratsschreiber, Lehrer der klassischen Literatur an der Universität; und Drucker und Verleger.

Die Züge, die in der Darstellung besonders hervortreten, stellen zugleich die Elemente dar, aus denen der Humanismus sich aufbaut; Marschalks Verdienst um die Grammatik, zumal die griechische, worin er Pionierarbeit leistete; seine kreisbildende Ausstrahlungskraft, die — jedenfalls theoretische — Berührung mit dem italienischen Humanismus; seine Privatdruckerei (sehr früh bewunderte man übrigens in Erfurt die aldinischen Lettern); nicht zuletzt die Opposition aus Ordenskreisen, die er auf sich zog und die wohl dazu beitrug, daß er nach Wittenberg mit seiner neugegründeten landesfürstlichen Hochschule ging, womit nicht nur eine Universität anderen Typs, sondern hinter und neben ihr eben der fürstliche Hof als eine mitprägende Kraft in die Geschichte des mitteldeutschen Humanismus eintritt. Auf Marschalk ist kurz zurückzukommen. Die Höhe bedeutet Mutian, allerdings nur in einer für den Humanismus bezeichnenden Seite, die man vielleicht mit W. Rüegg⁹ am besten als dialogische Lebensform bezeichnet. Seine *sodalitas* war noch weit ausgeprägter, praktisch wirk-

⁸ Irmgard Höss, *Humanismus und Reformation*, in: Geschichte Thüringens, hrsg. Hans Patze und Walter Schlesinger, III, Köln/Graz 1967, 1–70.

⁹ Walter Rüegg, *Anstöße, Aufsätze und Vorträge zur dialogischen Lebensform*, Frankfurt/Main, 1973, vgl. z. B. 150: „Die Ordnung der gesellschaftlichen Beziehungen wird von ihrem (d. h. der Humanisten) Grundelement, dem menschlich geformten Wort dialogisch begriffen ...“

samer auch, insofern ihren Mitgliedern einflußreiche Stellen vermittelt werden konnten, wie sie anderseits in ihrer religiösen Spiritualität und Ablehnung der kirchlichen und kultischen Form am weitesten ging. Die Philosophie der Florentiner Akademie steht im Hintergrund.

Die Skizze, die Irmgard Höss entwirft, kann sich auf zwei ungedruckte Dissertationen von W. Krapp und H. R. Abe stützen¹⁰. Indessen wird die *beata tranquillitas* des Mutiankreises durch den Streit um Reuchlin gestört, wobei uns wieder im Anschluß an die Darstellung von I. Höss das Verhalten Mutians, des Kurfürsten von Sachsen und der Erfurter Universität interessiert. Die letzte gespalten, wie es dem Widerstreit von Tradition und Aktualität, der sie auch geistig beherrschte, entsprach. Fürst und Humanist dagegen teils hintergründig, teils offen für Reuchlin.

Übergehen wir in unserem Bericht die Dunkelmänneraffäre und die Emotionen, die Erasmus¹¹ und Hutten hervorriefen, dann ist in der Analyse des Verhältnisses der Erfurter Humanisten zur Reformation hervorzuheben, wie sehr doch ihre Hinwendung zu Luther zunächst mit ihren eigenen Anliegen verknüpft war: ihr Sprecher, der Augustinerprior Johann Lang wußte, daß Eck in der Disputation mit Luther (1519) auch des Erasmus *Annotationes* zum NT angegriffen habe. „Das führte unter den Erfurter Humanisten den Umschwung zu Luthers Gunsten herbei.“ (22) Diese Zuspitzung dient natürlich nur der Charakterisierung eines entscheidenden Momentes. Die Verfasserin vermeidet es sehr glücklich, die einzelnen Humanisten nach ihrem Verständnis oder Mißverständnis Luthers zu beurteilen, ein Fehler, dem viele, auch in den neuesten Darstellungen nicht ganz entgehen, als ob der Humanismus darum, daß er es mit der Reformation zu tun bekam und sie mit ihm, dem Wesen nach irgend etwas Entscheidendes mit ihr gemeinsam hätte. Die Humanisten waren, wenn ich es abkürzend ausdrücken darf, gar nicht verpflichtet, die Reformation im tiefsten zu „verstehen“. Das war nicht ihre Aufgabe.

Den Forschungsstand über Spalatin, den Mutianschüler (Georg Burckhardt aus Spalt), hat Irmgard Höss in ihrer *Biographie*¹² erst geschaf-

¹⁰ W. Krapp, *Der Erfurter Mutiankreis und seine Auswirkungen*, phil. Diss. Köln 1939; H. R. Abe, *Der Erfurter Humanismus und seine Zeit*, phil. Diss. 1953. Diese zweite Arbeit habe ich beim Abschluß des Manuskripts noch nicht in den Händen gehabt. Beide Arbeiten in Masch.Schr.

¹¹ Krapp op. cit. scheint mir die Erfurter Erasmusverehrung zu negativ, fast als Hysterie zu interpretieren (95).

¹² Irmgard Höss, *Georg Spalatin, 1484–1545*, Weimar 1956.

fen. Dieses Buch, in dem der Unterstützer zweier geistiger „Revolutionen“, des Humanismus und der Reformation (S. 429, Hervorhebung von mir) erwartungsgemäß in erster Linie als Mitarbeiter Luthers gewürdigt wird, was uns hier nicht näher angeht, bietet doch namentlich in den Kapiteln über Spalatins Zeit im Zisterzienserkloster Georgenthal (1505/08) und als Fürstenerzieher, überhaupt aber über seine Dienste am Hof Friedrichs des Weisen ein Stück Geschichte des mitteleuropäischen Humanismus unmittelbar aus zum großen Teil ungedruckten Quellen heraus. Mutians Briefe spielen natürlich eine große Rolle. Ein für unsere Gesichtspunkte wesentliches Detail: die negative Erfahrung des Pädagogen Spalatin mit dem studierenden Adel (S. 71). Man muß derartige Belege sammeln, in ihrer Unmittelbarkeit geben sie der bildungs- und ideengeschichtlichen Reflexion erst den eigentlich belebenden Akzent.

Um Spalatins Drucke und Drucker hat sich seither H. Volz gekümmert¹³. Noch einmal rasch zurück zu Marschalk. Mit ihm, der nach Erfurter Anfängen vor allem als erster Drucker in Wittenberg hervorgetreten ist, hat sich inzwischen Maria Grossmann beschäftigt im Rahmen ihrer Arbeit¹⁴ über Wittenberger Drucke 1502 bis 1517, deren Untertitel: „ein bibliographischer Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Deutschland“ wohl vor allem deshalb berechtigt ist, weil sich an Marschalks und seiner Nachfolger Schicksal einige sehr typische Züge ablesen lassen: die Reibungen zwischen humanistisch und konservativ eingestellten Professoren, die am Wegzug Marschalks aus Wittenberg (1505) schuld waren, die Einwirkung der methodischen und, wenn man so will, weltanschaulichen Gegensätze, die sich in der Druckpolitik Friedrichs des Weisen und den Konflikten der Humanisten und Scholastiker in Wittenberg zeigen, zu denen bald die Reformatoren kommen sollten. Konflikte, die aber auch ihre Rolle spielen im Geschäftsgeist eines ganz anderen Druckherrentyps, wie ihn der Erfurter Baccalaureus und Wittenberger und nachher Leipziger und Dresdner Drucker Wolfgang Stöckel aus Niederbayern, geschickt zwischen sämtlichen Richtungen balancierend, uns vorführt. Vom Bibliographischen abgesehen liegt in solchen Beobachtungen der Wert der Arbeit.

¹³ H. Volz, *Bibliographie der im 16. Jahrhundert erschienenen Schriften Georg Spalatins* in: Zs. f. Bibliothekswesen u. Bibliographie 5 (1958), 83–119.

¹⁴ Maria Grossmann, *Wittenberger Drucke 1502 bis 1517. Ein bibliographischer Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Deutschland*, Wien–Bad Bocklet, 1971.

In den Gesamtzusammenhang des deutschen Humanismus hatte schon die Jubiläumsschrift¹⁵ zum 450. Bestehen der Universität Wittenberg (1952) im ersten der drei Bände die Geschichte der Hohen Schule eingeordnet. Es ist klar, daß eine kritische Auseinandersetzung mit ihr hier nicht meine Aufgabe sein kann. Ich beschränke mich auf den stoffreichen Abschnitt, in dem Max Steinmetz unter dem Titel: Die Universität Wittenberg und der Humanismus (1502–1521) eine Fülle von Einzeltatsachen biographischer und wissenschaftsgeschichtlicher Art um sein Hauptproblem, das natürlich nicht neu ist, gruppiert: weshalb nach hoffnungsvollen Ansätzen und einer kurzen Spanne des Sieges (1518–1521) der Humanismus, dessen Bündnis mit der Reformation in Melanchthon verkörpert war, dem Luthertum unterlag, so daß der Niedergang der Universität Wittenberg (1521–1527) nicht aufzuhalten war. Personell gesprochen: Warum gingen alle die, die aus dem „freigeistigen“ Mutiankreis gekommen waren, Lang, Spalatin, Justus Jonas, J. Camerarius¹⁶ zum christlichen Humanismus und der Reformation über? So – im Anschluß an Paulsen¹⁷ – die Problemstellung. Man muß natürlich bei aller Würdigung der äußerst kritischen Einstellung des Mutiankreises den Ausdruck „freigeistig“ entsprechend definieren.

¹⁵ 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle–Wittenberg, Band I, Wittenberg 1502–1817 (1952), hier 103–139.

¹⁶ Zu Camerarius vgl. Hermann Wendorf, *Joachim Camerarius (1500–1574), Herbergen der Christenheit*, in: *Jahrb. f. Dt. Kirchengeschichte* 1957, 34–87. In der heutigen Situation ist wichtig, daß Akten des Univ. Archivs Leipzig und des sächsischen Landeshauptarchivs Dresden benützt sind. Sachlich das Wertvollste scheint mir in den Bemerkungen zur Umarbeitung der Leipziger Universitätsverfassung im Geiste humanistischer Pädagogik, im Sinne von Begründung und vernünftiger Überredung statt obrigkeitlichen Dekretierens zu liegen (49), ferner in der Bemerkung über das Verhältnis „scholastischer“ und „humanistischer“ Statuten (51). Die Interpretation des Gesamtwerkes steht noch aus. Das Verhältnis des Camerarius zur Reformation ist zweifellos im Sinne von Wendorf nicht als ein Bruch mit dem Humanismus aufzufassen, dazu war der Einfluß Melanchthons auf ihn zu groß. Die auch sonst begebene Kontrastierung des „irrationalen“ Luther und des „rationalen“ Erasmus, in deren Rahmen auch Camerarius als Humanist gestellt wird, ist m. E. um einen Grad zu schematisch und zu summarisch, gehört zu den unbehaglichen Thesen, die weder richtig noch falsch sind.

¹⁷ Friedrich Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts I* 1919 (Nachdruck 1965) bes. 190–202. – Steinmetz 132–134.

Die Antwort des Vfs. liegt von seinem Standort folgerichtig nicht nur darin, daß dem Humanismus in dem kleinen Wittenberg zu wenig Chancen gegönnt waren, wobei das Klischee vom „heidnisch-antiken Geist“, der dort völlig gefehlt habe (133) heute wohl als antiquiert gelten darf. Vielmehr erweist sich ihm Wittenberg im Blick auf den Rang der Männer, die dort das Geschick des deutschen Humanismus und der Reformation und das Verhältnis beider in der Hand hatten, als ein besonders krasser Fall der allgemeinen deutschen Misere, politischer und ökonomischer Zurückgebliebenheit, des Versagens auch des Bürgertums. Dies letzte Stichwort brauchen wir nachher, es zieht sich quer durch die sozialgeschichtliche Diskussion über den Humanismus. Andererseits kommt die Skepsis Christoph Scheurls, dessen – vorübergehende – Rolle in Wittenberg (1508/11) stark betont wird, gegenüber dem Fürstendienst zur Sprache, worin er noch durch einen Nürnberger Landsmann bestärkt wird (121). Damit werden sozialpolitische Probleme, die uns oben beschäftigt haben, wieder aufgenommen. Die Forschung ist natürlich seit 1952 weitergegangen und man wird, selbst wo man auf derselben Grundlage des historischen Urteils steht, manches – ein Beispiel begegnete uns eben – heute differenzierter ausdrücken, u. a. die Beziehung des Humanismus zur Scholastik¹⁸. Ich halte aber dennoch die Komposition des Ganzen, im Verhältnis der Details zum Grundsätzlichen für so bemerkenswert, daß ich auch in einem zur Knappheit gezwungenen Referat dieses Kapitels, obwohl man manchen Einwand erheben kann, nicht übergehen wollte.

III

Brechen wir hiermit unseren Aufenthalt in Mitteldeutschland ab. Für die zweite humanistische ‚Hauptlandschaft‘, Franken, ist zunächst auf A. Kraus zurückzukommen. Schon aus der Gliederung des Stoffes in die drei Paragraphen: Ausstrahlung des fränkischen Humanismus (S. 556–569), Humanistische Zentren. Geistliche und weltliche Residenzstädte (S. 569–582) und: Die Reichsstadt Nürnberg (S. 582–602) läßt

¹⁸ Cf. Wilhelm Kölmel, *Scolasticus Literator. Die Humanisten und ihr Verhältnis zur Scholastik*, in: HJ. 93 (1973). Aber auch schon die ältere, eigenwillige Abhandlung von Erich Hochstetter, *Italienischer Humanismus und Scholastik im 14. und 15. Jahrhrdt.* In: Vjschr. f. Wiss. Pädagogik (Ehrengabe an Alfred Petzelt), 32 (1956). Vgl. außerdem oben Anm. 16.

sich herauslesen, daß die große Handelsstadt nicht auf gleicher Ebene mit den anderen „Zentren“ steht und daher nicht in einem Kapitel mit ihnen untergebracht werden kann. Die wenigen Sätze, die auf die allgemeine Charakteristik des deutschen Humanismus im Verhältnis zu Scholastik und Kirche, zur Reformation, zu Italien nur verwandt werden können, freilich auch müssen, scheinen mir behutsam und präzise formuliert. An Persönlichkeiten vorangestellt wird der schwer in hergebrachte Ordnungsformen (S. 563) einzugliedernde Konrad Celtis als „Idealgestalt“ des deutschen Humanismus. Über die Bewertung der Norimberga mag man verschiedener Meinung sein, die Meisterschaft des Literaten zeigt sich in ihr doch unübertrefflich, „historische Tiefe“, die Kraus vermißt, gehört wohl in ein anderes Genus. Gerade die Individualität des Celtis ist freilich ein Problem, das künftig noch schärfer gefaßt werden muß. Die leidenschaftliche Anteilnahme an dem neuen „Ich“ des Renaissancemenschen, die in Seidlmayers¹⁹ noch heute interessantem Celtisbild den Ton angab, wird zumindest modifiziert werden müssen im Blick auf die vielerlei Traditionen der Form und der Gedanken, in die das Werk des Celtis eingebunden ist. Es wird – mutatis mutandis – eine ähnliche Korrektur vorgenommen werden müssen, wie es dank den Forschungen von Giuseppe Billanovich für Petrarca geschehen ist. Vf. vertritt die These, daß der fränkische Humanismus ein „ideales Spiegelbild von Wesen und Gestalt des deutschen Humanismus ist“ (560) – das speziell Fränkische an ihm wäre also seine Allgemeingültigkeit. Zur Begründung kann man sehr wohl mit ihm auf die bedeutenden Durchgangsstraßen des Landes verweisen, die vor dem Schicksal des eigenbrötlerischen Provinzialismus bewahren. Andererseits liefert er selber, indem er das Fehlen der Universität betont (z. B. S. 569) ein Gegenargument: fehlt dem fränkischen Modell damit nicht eine wichtige Komponente? Die fränkische Besonderheit besteht in der Art, wie dieses Fehlen ausgeglichen wird. Noch etwas kommt hinzu: es fehlt im Grunde auch, ich entnehme all das den überall präzise formulierten, ungemein kenntnisreichen Ausführungen des Vfs. selbst, das weltliche Fürstentum. Denn der markgräfllich-zollerische Hof in Ansbach, stark hinterherhinkend der in Bayreuth, hatten wenig aufzuweisen. Es sei höchstens im Vorbeigehen der Name Peter Knorr aufgegriffen (580), weil ihm Enea Silvio das Kompliment

¹⁹ Zuerst in: JFLF 19 (1959). Wieder abgedruckt in dem gleich zu nennenden Sammelband, s. Anm. 58a.

gemacht hat: „vir doctus et dicendi peritus“, während er seinem Herrn, dem Markgrafen Albrecht und grimmigsten Feind Nürnbergs nur den Beinamen Achilles anhängte, das einzige, das diesen Fürsten mit dem Humanismus verbindet. Knorr aber, der aus einer gediegenen Kulmbacher Lateinschule kam und vermutlich in Italien zum Doctor des kanonischen Rechtes promoviert wurde, hat das Kunststück fertig gebracht, sowohl dem Markgrafen als Rat wie der Stadt Nürnberg – als Pfarrer von St. Lorenz – zu dienen, vor diesem politischen Hintergrund ein besonders interessantes Beispiel des Hin und Her dieser gelehrten Herren zwischen Fürstenhof und Reichsstadt. In den fränkischen Lebensbildern II, 1968, findet man seine Biographie, wie übrigens auch die des älteren Ludwig von Eyb, des Geschichtsschreibers der Zollern, besonders Albrecht Achilles', bis 1500²⁰. Eigentlich geistig

²⁰ Johannes Kist, Peter Knorr. – Ferdinand Koeppel und Günther Schuhmann, Ludwig v. Eyb der Ältere in: *Fränkische Lebensbilder*, Hrsg. Gerhard Pfeiffer, II Würzburg 1968, 159–176 und 177–192. – Da hier das Stichwort ‚Lebensbilder‘ zum erstenmal fällt, sei eine erinnernde Bemerkung eingefügt. In ihnen handelt es sich im Grunde um eine moderne und spezielle Form der Sammlung von „viri illustres“, wie sie im christlichen Abendland, soweit es sich um Männer des geistigen Lebens handelt, als literarischer Typ genommen letzten Endes auf Hieronymus zurückgeht. Diese Portraitgalerie von „viri illustres“ gehört zur landesgeschichtlichen Forschung als ein regelmäßig wiederkehrendes Strukturelement. Kaum eine deutsche Landschaft ist ohne eine solche Reihe von ihr zugehörigen Biographien geblieben, ob Hessen oder Franken oder Westfalen usf. Für ihre kritische Beurteilung scheint mir ein zweifacher Maßstab zu gelten:

1) Wie weit die regionale Einbettung des „Lebensbildes“ so gelingt, daß der Zusammenhang mit dem jeweiligen Land deutlich wird in seinem Einfluß auf Lebensgang und Werk, wie weit dieses Land als die auf die Persönlichkeit bezogene Umwelt erscheint – so daß die Notwendigkeit einsichtig wird, eine Biographie gerade in eine regional orientierte Sammlung zu setzen. Irgendwoher stammt jedermann, das allein würde eine derartige Einreihung noch nicht rechtfertigen. Der an sich lebenswürdige Fehler, eine möglichst große Sammlung der „eigenen Leute“ zustande zu bringen coûte que coûte – den übrigens schon Hieronymus machte, nur daß sein „Chauvinismus“ wie sich denken läßt, nicht lokalpatriotisch, sondern christlich gefärbt war – wird nicht immer vermieden.

2) Wie weit der Einzelfall andererseits distanziert wird von der ins Regionale hinein zwar erweiterten, hierin aber zugleich auch eingeschränkten Biographie, so daß zugleich das Typische in ihr erscheint, typisch not-

hervorgetreten ist die zollersche Markgrafschaft doch erst mit der Begründung der Universität des Landes: damit bekam Erlangen seine historische Aufgabe; aber das liegt zwei Jahrhunderte nach der humanistischen Zeit (Kraus, S. 624 ff.). Wir haben also einen Humanismus der bischöflichen Residenzen und einen der Reichsstadt Nürnberg. Von diesen Bischofshöfen wiederum ist Eichstätt, charakterisiert durch seine Nähe zu Bayern, durch die Beziehung seines Bischofs zur Universität Ingolstadt, trotz der Ansätze zu einem Humanistenkreis um Bischof Johann von Eyb, zu beengt, um für länger ein eigentliches Zentrum zu werden, — ein oder der andere bedeutsame Name kann sich überall finden; und auch in Bamberg verhält es sich so, obwohl es dort der Qualität und Tradition des Platzes nach anders hätte sein können und es keine eigentliche Erklärung dafür gibt. Der Name des Domherrn Albrecht von Eyb freilich, dessen Biographie übrigens Bamberg und Eichstätt verbindet, der des Lorenz Behaim, des Johann von Schwarzenberg, falls man diesen als Humanisten bezeichnen will, wollen schon etwas bedeuten, aber ein weitere Kreise erfassendes Leben im Zeichen des Humanismus, wonach wir zu fragen uns vorgenommen haben, entstand doch bloß in Würzburg (578) — dank den Bischöfen und ihrem Domkapitel und interessanterweise auch den Laien unter ihren Räten. Hinzufügen muß man natürlich von 1506 an den Namen

wendig immer im sozialen Sinne und daher mit Hilfe der Spezialgeschichte illustriert. Während der regionalen Historie im Wesentlichen das Besondere vorbehalten bleibt, verhält es sich mit der sozialgeschichtlichen Methode umgekehrt — sie übt ihre verbindende Kraft aus, quer über die Regionen. Beides muß nun ineinander gearbeitet werden. Das heißt nicht unbedingt, daß die sozialgeschichtliche Komponente in jedem Falle zur Durchführung eines weit ausholenden Vergleiches nötigt, wohl aber, daß die Beschaffenheit der jeweiligen Biographie den Leser instandsetzen muß, einen solchen Vergleich nach seinem Belieben zu vollziehen. Man muß dieses Lebensbild also sozial einordnen können bei voller Wahrung der individuellen Züge.

Die Humanismusforschung hat besonderen Anlaß zu einer derartigen methodischen Besinnung. Zu der Zeit, wo etwa Gustav Bauch vor und um die Jahrhundertwende als einer der Väter landesgeschichtlicher humanistischer Studien seine zahlreichen, noch heute unentbehrlichen Arbeiten schrieb, bestand eine derartige Möglichkeit in ungleich geringerem Maße, war ein isoliertes Nebeneinander fast zwangsläufig. Im Prinzip jedenfalls verhält sich das heute anders.

des Trithemius²¹, Abts von St. Jakob in Würzburg, von einem der bischöflichen Mäzene, Lorenz von Bibra, herbeigeholt. Man muß ihn zum rheinischen, kann ihn um seines letzten Jahrzehnts willen aber immerhin auch zum Würzburger klösterlichen Humanismus rechnen. Seine komplizierte Erscheinung rechtfertigt die längere, wohl ausgewogene Würdigung durch Kraus. Ich darf, ohne auf Details einzugehen, noch auf einige weitere Studien hinweisen, zunächst auf zwei von Klaus Arnold: seine Würzburger Dissertation²² von 1971 mit Werkverzeichnis und einem Register der ihm bekannt gewordenen über 250 Briefe, und, dies für das Verhältnis von Schrift und Druck besonders wesentlich: die kommentierte kritische Edition mit Übersetzung der Schrift „De laude scriptorum“²³, allerdings lange vor der Würzburger Zeit (1492) verfaßt; herausgegeben nicht aufgrund einer der vier Handschriften, sondern mit einleuchtender Rechtfertigung des Inkunabeldruckes (Friedberg, Mainz) von 1494. Dazu die speziell dem humanistischen Historiker geltende Untersuchung von Klaus Schreiner über Abt Trithemius als Geschichtsschreiber des Klosters Hirsau²⁴.

²¹ Nach Paulus Volk wäre das ‚h‘ in seinem Beinamen allerdings zu streichen, doch halte ich mich, wie Volk übrigens selbst in der Überschrift seiner *Miszelle: Der Familienname des Abtes Johannes Trithemius* an die eingebürgerte Schreibweise. Sein eigentlicher Name sei Cellers gewesen, so steht er offenbar in Bursfelder Generalkapitelsrezessen. Das Kloster des Trithemius (vor der Würzburger Zeit), Sponheim, gehörte bekanntlich zur Bursfelder Kongregation und diese legte Verzeichnisse der in ihre Gebetsbrüderschaft Aufgenommenen an. Darunter waren auch die Eltern des Abtes. Cf. Paulus Volk, *Der Familienname des Abtes Johannes Trithemius*, in: Arch. mrrh. KG. 2 (1950). – Angebot des Würzburger Fürstbischofs an ihn: Kraus: op. cit. 576 und 578.

²² Klaus Arnold, *Johannes Trithemius*, in: *Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg* 23 (1971). – Dort die ältere Literatur, aus der ich den Artikel von Heinrich Büttner, *Johannes Trithemius*, in: RGG 6 (1962) und die Abhandlung von Paul Lehmann, *Merkwürdigkeiten des Abtes Johannes Trithemius*, in: SB. Bayer. Akad. d. Wiss., phil. hist. Kl. 1961 für unseren Zusammenhang hervorhebe. Zur Edition und Kommentierung von Werken des Trithemius wäre noch einiges zu tun.

²³ Klaus Arnold (hrsg. eingel. und übersetzt), *Johannes Trithemius, De laude scriptorum, Zum Lobe der Schreiber*, Würzburg 1973, Mainfrk. Hefte 60.

²⁴ Klaus Schreiner, *Abt Johannes Trithemius (1462–1516) als Geschichtsschreiber des Klosters Hirsau*, in: Rhein. VJBl. 31 (1966/67).

Der ‚moralische und monastische Eifer‘ des Abtes als Motiv seines historiographischen Verfahrens, die komplizierte Mischung aus Flüchtigkeit und anderswo wiederum überraschender Zuverlässigkeit kommt zur Sprache, seine Quellen werden erneut überprüft: man tut einen Blick in seine Werkstatt.

Neben dem Humanismus der Bischofsresidenzen der Reichsstadt, d. h. Nürnbergs. Ich glaube mit Recht macht Kraus darauf aufmerksam, daß die ziemlich verbreitete These, der Nürnberger Rat habe sich zunächst gegen die doctores gesperrt und verhältnismäßig spät erst den Humanismus eingelassen, einer Überprüfung bedarf. Insofern ist die Anm. S. 583, die eine Kritik an der älteren Auffassung vorbringt, beachtenswert. (Man wird ja wohl zumindest zugeben, daß das summarische und schematisierende, nicht etwa auf neuem Quellenmaterial beruhende Urteil über die „hard headed patricians with their calculating and literal minds“ bei Gerald Strauss, *Nuremberg in the sixteenth century*, New York 1966, p. 244 gelinde übertreibt.) Anton Koberger wird als der große humanistische Drucker hervorgehoben, (584); Vf. wird den Zusatz konzедieren, daß in seinem Verlagsprogramm zugleich noch sehr stark traditionelle Züge vorhanden sind, typisch für die spätgotische Frömmigkeit der Zeit: ich meine fast, daß diese überwiegen. Gerade die Übergangsphase zum Humanismus ist zum Verständnis Nürnbergs aber sehr wesentlich, sie wird sorgfältig von Gregor Heimburg an mit Namen belegt, vor allem gehört die Erinnerung an das Studium von Patriziersöhnen auf italienischen Hohen Schulen hierher, und zwar mit dem sehr richtigen Zusatz, daß sie dort vom Humanismus inspiriert wurden — denn das bloße Studium — meistens der Rechte — brauchte so wenig Konsequenzen zu haben wie Handelsbeziehungen. Studium deutscher Scholaren in Italien ist gewiß ein altes Stichwort²⁵, es sei aber im Vorbeigehen auf neues, wichtiges Material hingewiesen, das Fritz Weigle in seinen zwei Editionen²⁶ der Matrikel der deutschen Nation in Perugia und Siena vorgelegt hat, mit dem Schwerpunkt allerdings in einer späteren Zeit, doch enthält der Band über Perugia Ergänzungen, die bis 1489 heraufreichen.

²⁵ Z. B. E. Friedländer und C. Magola (Hrsg.), *Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis (1289/1562)*, 1887; dazu G. Knod, *Deutsche Studenten in Bologna* (biographischer Index zu den Acta), 1899.

²⁶ Fritz Weigle (Hrsg.), *Die Matrikel der deutschen Nation in Perugia (1579/1727)*, in: *Bibl. des Dt. hist. Instituts in Rom* 21 (1956); ders.: *Die Matrikel der deutschen Nation in Siena*, ebda. 22 und 23 (1962). Bd. 23 mit dokumentarischen Anhängen.

Noch ein zweiter Zug charakterisiert diese Herren Pfinzing, Löffelholz, Tetzl, Pirckheimer: sie kehren zunächst nicht nach Hause zurück, sondern gehen als juristische Berater in fürstliche Dienste — erst die Rückkehr dieser Generation von Patriziern und also nicht ein Celtis als *deus ex machina* habe dem Nürnberger Humanismus zu seinem vollen Durchbruch verholfen (Kraus 585).

Auch die hohe Zeit des Nürnberger Humanismus, durch die bekannten großen Namen vertreten — auf ihre Charakteristik durch Kraus gehe ich jetzt nicht ein — wird durch einen Mäzen und Anreger gekennzeichnet: Sebald Schreyer²⁷, der wiederum die dem Humanismus unentbehrliche kommunikative Lebensform in der ‚sodalitas‘ ermöglichte. Neben ihm steht Sixtus Tucher²⁸, als Freund des Bischofs Johannes von Dalberg zu Worms, so daß von Nürnberg eine Linie ins mittelhessische Zentrum humanistischer Studien führt. Mit Tuchers Neffen Christoph Scheurl, maßgebend im Staupitzkreis (592) beginnt ‚die letzte Generation der Nürnberger Humanisten‘ (587), der mehr Routine als schöpferische Kraft bescheinigt wird. Scheurl erscheint in dem Abschnitt über die wissenschaftliche Leistung des Nürnberger Humanismus (601) noch einmal im Zusammenhang der Nürnberger Historiographie, und zwar diesem Schema des Absinkens zuliebe vielleicht doch etwas zu ungünstig gekennzeichnet. Es ist nicht ganz einzusehen, weshalb ein Gegenstand wie die Nürnberger Verfassung angesichts des Ranges der Reichsstadt eine „Rückkehr in lokale Enge“ bedeuten soll; zudem wird im gleichen Zusammenhang der „weite Gesichtskreis“ von Scheurls „Geschichtsbuch der Christenheit“ gerühmt. Für uns wesentlicher als dieses Detail ist aber die Bemerkung, daß die „wissenschaftlichen Ergebnisse dieses Zeitraums ... zumeist, von wenigen

²⁷ Über ihn die Dissertation von Elisabeth Caesar, *Sebald Schreyer, ein Lebensbild aus dem vorreformatorischen Nürnberg*, in: MVGN 56 (1969). Hier wesentlich besonders der Briefwechsel mit Celtis, Schreyer als Förderer des Humanisten, seine eigene Position zwischen humanistischer Bildung und — stärker noch — spätmittelalterlicher Frömmigkeit.

²⁸ Cf. Wilhelm Schwemmer, *Das Mäzenatentum der Nürnberger Patrizierfamilie Tucher vom 14.–18. Jahrhundert*, in: MVGN 51 (1962). Zu Sixtus Tucher, Dr. jur. utr. (Bologna), eine zeitlang Probst von St. Lorenz, mitunter in bedeutenden politischen Geschäften tätig, in seinen letzten Jahren nur noch privater Gelehrter, Büchersammler und Mäzen, 29 f. Arbeiten wie diese und die vorhin (Anm. 27) genannte können als modellhaft für die sozialgeschichtliche Erhellung des Humanismus gelten.

Ausnahmen wie Pirckheimer und Dürer abgesehen, von einer Schicht stammen, auf die im allgemeinen nicht das Licht der Öffentlichkeit fällt.“ (595). Die Naturwissenschaften, die Mathematik und die Historiographie sind gemeint. Es ist also auf eine nichtpatrizische Schicht, großenteils auch nicht-nürnbergischer Abstammung hingewiesen. Leider fehlen Angaben über die soziale Herkunft, die übrigens auch in dem einschlägigen Abschnitt des gleich zu erwähnenden Nürnberg-Buches, das Gerhard Pfeiffer herausgegeben hat, nicht berücksichtigt ist.

Der Nürnberger Humanismus um 1500 ist auch Gegenstand einer Festschrift²⁹ zu Dürers 500. Geburtstag (1971). Der universale Zusammenhang, in den der Name Dürer sogleich führt, würde selbst einen so mächtigen Hintergrund wie die große Reichsstadt zum Verblassen bringen, wenn nicht, wie hier, der Titel hieße: Albrecht Dürers Umwelt. Die heimische Umwelt ist gemeint. Das romantische Bild vom Künstler außerhalb oder am Rande der Gesellschaft ist ersetzt durch den Eindruck seiner vielfältigen Verflochtenheit in die Geschehnisse der Reichsstadt und der wohl-situierten Bürgerschaft, in der er sich mit Geschick zu bewegen wußte. „Die noch bestehende Konjunktur der Nürnberger Wirtschaft – deren Umschlag erst nach Dürers Tod eintrat – bot die Basis eines großzügigen Mäzenatentums ebenso wie die weltweiten Anregungen, durch die Künste und Wissenschaften zu solcher Blüte gedeihen konnten“ (v. Stromer, S. 18). Wichtig für den Humanismus in Nürnberg ist die Bibliographie der Produktion der Nürnberger Drucker, 1500–1540, mit der Josef Benzing den Band beschließt. Selbstverständlich mußte er dabei Einschränkungen machen. Drei Themen werden herausgegriffen: Schulwesen, antike Klassiker, Naturwissenschaften. Alles andere, auch Geschichte und Berichte über zeitgenössische Ereignisse, mit Ausnahme der Schriften Christoph Scheurls, sind fortgelassen. Ein Drucker- und Verlegerregister ist angehängt. In ihm fällt als ein Detail auf: die „Lingua“ des Erasmus, Nürnberg, Friedrich Peypus, 1525. Der Name des Verlegers mitsamt Ort und Jahr steht allerdings in eckigen Klammern, ist also erschlossen. Die Ausgabe müßte aber noch zum *Conspectus siglorum* in der kritischen Edition der *Lingua ASD IV*, ed. F. Schalk (1974), ergänzt werden. (Vgl.

²⁹ *Albrecht Dürers Umwelt, Festschrift zum 500. Geburtstag Albrecht Dürers am 21. Mai 1971*, hrsg. vom Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg und von der Senatskommission für Humanismusforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Nürnberg 1971.

auch dort „Introduction“ p. 224)³⁰. Es müßte sich um einen Parallel-
druck zur editio princeps, die gleichfalls von 1525 ist (Raubdruck?)
handeln. Daß ihre eventuellen Varianten an der Textgestaltung etwas
ändern würden, halte ich allerdings für unwahrscheinlich.

Klaus Leder behandelt das dem Humanismusforscher unentbehrliche
Schulwesen. Man hat allerdings nicht den Eindruck, daß das Material
mehr hergibt, als der Forschung schon seit längerem bekannt ist und
es sich in der Abwägung humanistischer Elemente etwa in der Schul-
ordnung von 1485 für die vier Lateinischen Schulen, in der Beurteilung
der kurzlebigen ‚Poetenschule‘ — wenn man ihr den Namen ‚Schule‘
überhaupt zugestehen will — in der nachfolgenden, möglicherweise
durch Willibald Pirckheimer im Auftrag des Rates durchgeführten Re-
form mehr um ein behutsames Setzen der Akzente handelt. Immerhin
ist es aufschlußreich, daß offenbar der Rat sich in den harten Strei-
tereien zwischen den Befürwortern humanistischer Methoden und ihren
Gegnern stets auf der Seite der ersten hielt.

Edith Ennen³¹ hat im Zusammenhang des Problems Stadt und Schule,
also ohne besonderen Akzent auf dem Humanismus, die bewußte
Rationalisierung der Betriebe durch die kaufmännische Oberschicht
mit Hilfe systematischer Schriftlichkeit schon seit dem 13. Jahrh. ganz
organisch in eine „Eroberung“ aller Positionen des Bildungswesens
durch das laikale Bürgertum und seine Organe einmünden lassen, so
daß es kein Wunder sei, daß „die Städte zu Brennpunkten der neuen
geistigen Bewegungen von Humanismus, Renaissance und Reforma-
tion“ geworden seien. Aus dieser Sicht heraus würde der Humanis-
mus also zumindest einen sehr stark kontinuierlichen Zug gewinnen,
würde sehr geradlinig eine Entwicklung zu Ende oder weiterführen.
Man darf aber E. Ennens wichtige Feststellung nicht mißdeuten. Der
Nürnberger Rat z. B. hatte sich doch auch gegen Patrizier, die am Hu-
manismus uninteressiert waren, durchzusetzen und es bildet die bür-
gerliche Rationalisierung und Schriftlichkeit noch keine unbedingte
Voraussetzung für den Humanismus. Es müssen noch ganz andere
Elemente dazukommen. Andererseits kann sich auch eine geistliche
Schule zu einer humanistischen Bildungsstätte entwickeln. Die zahl-
reichen bischöflichen Protektoren des Humanismus beweisen es.
Widerstände wie fordernde Motive liegen dort nur etwas anders.

³⁰ *Opera omnia* Desiderii Erasmi Roterodami IV-1, Amsterdam 1974.

³¹ Edith Ennen, *Stadt und Schule in ihrem wechselseitigen Verhältnis vor-
nehmlich im Mittelalter*, in: Rhein. Vjbl. 22 (1957).

Im Rahmen der 1971 erschienenen Geschichte der Stadt Nürnberg³² hat Josef Pfanner in einem Kapitel über den „geisteswissenschaftlichen Humanismus“ in Bestätigung der Auffassung, die uns schon beschäftigt haben, die kaufmännisch-juristischen Bildungsziele hervorgehoben, um deretwillen die Nürnberger Patriziersöhne auf italienische Hohe Schulen geschickt wurden, wo sie aber unter den Einfluß des Humanismus gerieten (127). Es ist sehr eindrucksvoll, wie wenig immer wieder angestellte Versuche gelingen, den Humanismus ohne diese Impulse zu erklären. Selbst so weit weg von den unmittelbaren Verbindungen nach Italien, wie z. B. in Westfalen³³ ist die Hauptleistung des dortigen, stark pädagogisch ausgerichteten Humanismus, die Neugestaltung des Paulinum in Münster, der alten Domschule, durch einen der wenigen westfälischen Literaten, der in Italien gewesen war, vollbracht worden: Rudolf von Langen. Und wenn man erwidern wollte, insgesamt sei der westfälische Humanismus doch im Lichte des niederländischen, zumal der *Devotio moderna*³⁴ zu sehen: Ja! —

³² Gerhard Pfeiffer (Hrsg.) *Nürnberg, Geschichte einer europäischen Stadt*, München 1971.

³³ Alfred Hartlieb von Wallthor, *Das Verhalten der Westfalen in den geistigen Umwälzungen der Neuzeit*, in: *Der Raum Westfalen*, Hermann Aubin, Franz Petri, Herbert Schlenger (Hrsg.) IV, 1 Münster 1958, hier 298-308. Wenn 304 bemerkt wird: „Stand doch Westfalen zunächst im Schatten des niederländischen Humanismus“ und dann Hegius als Beispiel angeführt wird, „der erst durch den Umgang mit dem Friesen Rudolf Agricola und in der Gelehrtenakademie ... im Zisterzienserkloster Adwerth bei Groningen ... seiner großen Leistung in Deventer entgegenreift“ und wenn in Anmerkung (Anm. 48 ebda.) zu lesen ist: „nur bei einzelnen, wie Rudolf von Langen und Hermann Buschius“ — das sind gerade die zwei bedeutendsten — seien durch „Italienaufenthalte unmittelbar italienische Einflüsse erfolgt“, dann ist dieses „nur“ eben die Hauptsache, ohne die es überhaupt zu keinem humanistischen Ansatz in Westfalen, wie immer man ihn bewerten mag, gekommen wäre! Die Akzentsetzung würde ich also in dieser den Fakten nach durchaus korrekten Darstellung verändern. — Cf. auch: Alfred Hartlieb von Wallthor, *Höhere Schulen in Westfalen*, in: *WZ* 107 (1957), hier 18-24. Übrigens vermutet Eugénie Droz für Langens Adwerther „Akademie“ italienisches Vorbild! Cf. Joseph Prinz (Hrsg.), *Ex officina literaria, Beiträge zur Geschichte des westfälischen Buchwesens*, Münster 1968, hier S. 3.

³⁴ Auf die *Devotio moderna* gehe ich hier nicht ein und brauche mich daher auch mit der irrigen Meinung, man könne den Humanismus aus ihr

Aber woher hatte der hauptsächliche Erzieher auch der westfälischen Humanisten, Alexander Hegius, Rektor zu Deventer, seine eigenen humanistischen Anregungen? Nicht von der *Devotio moderna*, sondern von Rudolf Agricola, der so viele Jahre in Italien verbracht hatte und ein früher Biograph Petrarcas war³⁵. Aber diese kurze Abschweifung nur, um die Bemerkung von vorhin zu verbreitern und zu vertiefen. Im übrigen gehe ich auf Pfanners sehr souveräne Zusammenfassung, obwohl sie sich in Nuancen von den vorhin besprochenen Autoren unterscheidet, überhaupt durchaus selbständig verfährt, nicht mehr ein, um die zwangsläufige Wiederholung derselben Namen zu vermeiden.

Auf ihn folgt E. Hofmann³⁶ mit dem naturwissenschaftlichen Humanismus, d. h. vor allem Regiomontan und seinen geistigen Nachfahren. Beide Abschnitte können sich gedrängte Kürze leisten, da sie eingebettet sind in Kapitel über die politische Situation, über Wirtschafts- und Sozialstruktur, das Rechtsleben, den Buchdruck und die Reformation, von jeweils verschiedenen Verfassern in guter Abstimmung aufeinander geschrieben, so daß sich die Probleme des Humanismus mitsamt seinen Voraussetzungen und den benachbarten Erscheinungen über den ganzen Abschnitt erstrecken, der unter der Überschrift steht: Nürnbergs große Zeit (1438–1555). Zusammengefaßt wird er in einer Tabelle zur Generationenfolge, von der man mit einem Blick die Zeitspanne ablesen kann, in der sich all die bedeutenden Humanisten und Renaissancekünstler in Nürnberg aufgehalten haben. Allerdings sind das nur die ‚Großen‘. Was man auch den *dii minores* in intensiver Interpretation abgewinnen kann, und zwar über das rein Biographische hinaus in grundsätzlichen Aussagen über den Humanis-

herleiten, nicht auseinanderzusetzen. Man überlege einmal an Hand ihres Hauptwerkes, *der Imitatio Christi*, die durchaus auch für Laien geschrieben war und von ihnen rezipiert wurde, welches Verhältnis zum Wort, zur Eloquenz, zum Dialog hierin zum Ausdruck kommt, und das ist doch ein Grundelement des Humanismus, und man wird die Kluft zwischen Humanismus und *Devotio moderna* vor Augen haben.

³⁵ Zu Agricola als Biographen Petrarcas neuerdings Franz Josef Worstbrock, *Über das geschichtliche Selbstverständnis des deutschen Humanismus* in: *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft*, Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972, München 1974, 500 ff.

³⁶ Nürnberg, Geschichte . . . S. 134–137 (Anm. 32).

mus, hat D. Wuttke³⁷ am Beispiel des Pangratz Bernhaubt, gen. Schwenter gezeigt.

Wenn ich noch auf das Problem der Nürnberger Sprache hinweise, das in letzter Zeit am meisten durch den Germanisten Hugo Steger erforscht worden ist, der auch den einschlägigen Abschnitt in der Geschichte Nürnbergs verfaßt hat³⁸, dann nur um der Bedeutung willen, die diese Sprache für die Humanisten hatte. Steger schließt mit einer Bemerkung von Celtis über die Nürnberger Mischsprache. Vielleicht hat gerade ihr überregionaler Charakter zu dem Rang beigetragen, den ihr das humanistische Bildungsbewußtsein zuerkannt hat, jedenfalls, wenn wir einer Autorität wie Mutian glauben dürfen. Irmgard Höss hat an zwei Stellen ihres ‚Spalatin‘ darauf aufmerksam gemacht: „Urbis Noricae lingua inter nationes Germanicas elegantissima habetur. Latina vero in omni studiorum genere pernecessaria est...“ Beide beherrsche Spalatin³⁹. Gibt es ein höheres humanistische Lob für eine deutsche Regionalsprache, als mit dem Lateinischen auf eine Ebene gestellt zu werden? In dem Zusammenhang sei noch eine frühere Studie⁴⁰ zur Sprache speziell der Nürnberger Ratsbriefbücher des 15. und 16. Jahrhdts. genannt, eine Art Lexikon nach den wichtigsten Sachbetreffen angelegt, von Rudolf Wenisch, mit dem vielversprechenden Untertitel: Eine Anregung zur systematischen Sammlung und kritischen Beleuchtung der älteren Nürnberger Amtssprache. Man weiß, wie sich der Rat gerade in Nürnberg zusammensetzte: seine Sprache ist nicht nur die einer Institution, sondern gehört zugleich der patrizischen Schicht an, aus der hier der Humanismus erwuchs. Wenischs Material wartet, soviel ich sehe, noch auf die sozialgeschichtliche Auswertung.

³⁷ Dieter Wuttke, *Die Histori Herculis des Nürnberger Humanisten ... Pangratz Bernhaubt gen. Schwenter, Materialien zur Erforschung des deutschen Humanismus um 1500*, Beihefte zum AKG 7, 1964. Einen methodisch bedeutsamen, so viel mir bekannt ist, bis jetzt ungedruckten Nachtrag hierzu hat Wuttke auf der Florentiner Tagung der Sen.Komm. für Humanismusforschung 1973 (*Zur Deutung des Namens Arvianotorfes*) gegeben.

³⁸ Op. cit. S. 69–72.

³⁹ Op. cit. Anm. 12, 8 und 23. Das lateinische Zitat kann grammatisch so freilich nicht stimmen.

⁴⁰ Rudolf Wenisch, *Aus dem Wortschatz der Nürnberger Ratsbriefbücher des 15. und 16. Jahrhunderts*, in: MVGN 46 (1955), 140–261.

Erich Strassner hat 1975 einen Forschungsbericht⁴¹ vorgelegt: Nürnbergs Beitrag zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache, der in die Ankündigung eines eigenen Buches: ‚Frühneuhochdeutsch in Nürnberg‘ ausläuft und, was sehr erfreulich ist und mir meinen eigenen Vorschlag abnimmt, auf die deutsch geschriebenen Chroniken hinaus will.

In der erwähnten Tabelle der großen Humanisten findet sich der Name einer Frau: der Äbtissin von St. Clara, Caritas Pirkheimer. Ihr Gebetbuch, ihre Denkwürdigkeiten und ihren Briefwechsel aus den Jahren 1498–1530 hat wieder Josef Pfanner herausgegeben^{41a}. Gehört das erste Stück in die spätmittelalterliche Frömmigkeitsgeschichte, so sind die beiden anderen für Reformation und auch Humanismus von größter Bedeutung. Von den 174 Briefen sind 86 zum erstenmal abgedruckt. Übersetzungen sind den lateinischen Texten jeweils beigegeben. Der Apparat beschränkt sich freilich aufs Allernotwendigste. Der Gewinn für den Humanismusforscher? Lebendige Eindrücke vom Wesen und der Funktion des Briefes in humanistischer Auffassung (vgl. nr. 53), vom Verhältnis der pietas zur eruditio, von der bedeutenden Einwirkung der humanistischen Umgebung auf Caritas und ihre Schwester Clara, deren Briefe mit berücksichtigt sind: Eindrücke von der Rezeption des Erasmus: „... haben alweg gern gelesen, was der Rotterdam gemacht hat. Er greift die Leut nit also an mit schmechen, als ytzunt der newen ewangelisten art ist“, so Clara Pirkheimer im Jahr 1525 (nr. 115, Pfanner vermutet Anspielung auf „De libero arbitrio“, Basel 1524).

Eine biographische Skizze von Caritas bietet Pfanner in dem schon benützten Band der Fränkischen Lebensbilder⁴². Über die Ausgabe der Briefe Willibald Pirkheimers, deren zweiten Band Siegfried Reicke aus dem Nachlaß von Emil Reicke 1956 herausgebracht hat⁴³, wird wohl in absehbarer Frist Neues zu berichten sein. Es geht eine merkwürdige Zwiespältigkeit durch die Beurteilung Pirkheimers, ge-

⁴¹ JFLF 1975, 243–262.

^{41a} Josef Pfanner (Hsg.), *Caritas Pirkheimer*, Quellensammlung 1–3, als Manuskript gedruckt, Landsgut 1961/1966. Davon: Heft 2 ‚Die Denkwürdigkeiten der Caritas Pirkheimer‘ und Heft 3 ‚Briefe von, an und über Caritas Pirkheimer‘.

⁴² S. oben Anm. 20, hier 193–216.

⁴³ Willibald Pirkheimer, *Briefwechsel II*, hrsg. v. Siegfried Reicke in Verbindung mit Arnold Reimann und Wilhelm Volkert, München 1956.

rade auch in neuester Zeit. Heinrich Lutz^{43a} hat ihr Ausdruck gegeben, wenn er von seiner „schwer einzuordnenden Qualität“ spricht, womit vor allem der theologische Schriftsteller und seine „eruditio christiana“ gemeint ist. Für die einen ist er der vollendete Vertreter der Renaissance (Kraus loc. cit. S. 588), für andere, ich bemühe ausnahmsweise einen amerikanischen Gelehrten, aber den wahrscheinlich zuständigsten in dieser Sache, Lewis Spitz⁴⁴, „the patrician and Gothic humanist“ (Hervorhebung von mir). Wenn die Briefausgabe zu Ende geführt und damit auch zu Ende kommentiert sein wird, sollte sich auch über die Verwendung der zutreffenden Kategorien größere Klarheit einstellen. Auch die „Dokumente, Studien, Perspektiven anlässlich des 500. Geburtstages“ die das Willibald Pirkheimer-Kuratorium 1970 vorlegte⁴⁵, ändern nichts an diesem Sachverhalt und wollen es vielleicht gar nicht. Der Band, der in seinen Ausdrucksformen vom wissenschaftlichen Essay bis zum Trinkspruch auf den Jubilar reicht, von der Huldigung berühmter Redner wie Gabriel Marcel, die souveräner- und sympathischerweise selbst zugeben, von Pirkheimer kaum etwas zu verstehen (S. 173), bis zum Gedicht und andererseits wiederum zur Übersetzung Pirkheimerscher Briefe, berührt diesen Bericht nur am Rande, worin weder ein positives noch ein negatives Urteil liegen soll. Es muß auch solche Bücher geben, ja ich würde im Interesse der Sache des Humanismus im weitesten Sinne, das Wort „muß“ sogar unterstreichen. Zu dem wenigen, was hierher paßt, gehört: Kurt Pilz, Willibald Pirkheimers Kunstsammlung und Bibliothek⁴⁶, wobei übrigens auch die Frage erörtert wird, welche Werke Dürers Pirkheimer be-

^{43a} Heinrich Lutz, *Albrecht Dürer in der Geschichte der Reformation*, in: HZ 206 (1968).

⁴⁴ Lewis W. Spitz, *The religious Renaissance of the German Humanists*, Cambridge (Mass.) 1963, hier 183.

⁴⁵ *Willibald Pirkheimer 1470/1970, Dokumente, Studien, Perspektiven anlässlich des 500. Geburtstages*, hrsg. vom Willibald-Pirkheimer-Kuratorium und im Jahre 1970 verlegt bei Glock und Lutz in Nürnberg. Der Name Pirkheimer ist in diesem Werk in der Regel mit ‚k‘ geschrieben. Ich behalte, um nicht ständig wechseln zu müssen, hier mit Ausnahme des eben angeführten Gesamtstitels die mir gewohnte Schreibweise mit ‚ck‘ bei. – Für die gleiche Gelegenheit der Jubiläumsfeier ist erschienen: *Willibald Pirkheimer, eine Dokumentation in der Stadtbibliothek Nürnberg* (Selbstverlag der Stadtbibl. Nbg. 1970) mit reicher Illustration.

⁴⁶ 93–110. Cf. auch die für den kulturellen Hintergrund wichtige Studie desselben Autors: *Nürnberg und die Niederlande*, in: MVGN 43 (1952).

essen hat (98). Von großem Interesse ist auch die knappe Notiz über das Schicksal von Pirckheimers Bibliothek bis zum 20. Jhdt. (106 f.) und das Verzeichnis der Exlibrisse Pirckheimers (109 f.). Einen wissenschaftlichen Beitrag gibt auch Christoph v. Imhoff: Das „Tugendbüchlein“ ein Lebensspiegel Willibald Pirckheimers, verfaßt von dessen Urenkel Johannes Imhoff⁴⁷, erst 1606 bei Paul Kauffmann in Nürnberg gedruckt. Es enthält sehr verschiedene Materien, beginnt aber mit der Biographie Willibalds, die hier gewürdigt wird. Willehad Paul Eckert zeichnet aus der Korrespondenz beider Männer die Beziehungen Pirckheimers zu Erasmus nach⁴⁸. Der souveränen Sachkenntnis Wolfgang von Stromers dankt das Werk eine Übersicht⁴⁹ über die wirtschaftliche Umwelt, zugleich aber wird, wenn auch nur sehr fragmentarisch, das Verhältnis des Humanisten zu diesem Hintergrund in seiner Problematik charakterisiert. Sehr zu bedauern ist, daß nicht mehr Josef Pfanner zu Wort kommen konnte. Nun hat Dietmar Pfister sich in kurzen Skizzen⁵⁰ über Pirckheimer und seine Zeitgenossen geäußert. Willkommen ist die von Karl Borromäus Glock redigierte Willibald Pirckheimer-Bibliographie⁵¹.

Bei allem Reichtum an Anschauungsbeispielen müssen wir für ein Phänomen, das gerade für das Nürnberger Patriziat wichtig ist (Kraus hat es angedeutet) aus Franken hinausgehen. Ich denke an den humanistisch gebildeten gelehrten Rat am fürstlichen Hof. Wir danken dafür wesentliche Erkenntnisse allerdings am bayerischen Modell der Untersuchung von Heinz Lieberich⁵²: Die gelehrten Räte. Staat und Juristen in Baiern in der Frühzeit der Rezeption. Wer von Nürnberg herkommt, wird die Liste der ersten römisch-rechtlich ausgebildeten Räte in den baierischen Herzogtümern, zugleich mit Studiennachweisen in Bologna, Ferrara, Padua, Pavia, Perugia, Siena mit Interesse zur Kenntnis nehmen, zugleich mit Lieberichs kommentierender Beobachtung „in welchem Ausmaß die kaufmännischen Verbindungen und die Kapitalkraft der oberdeutschen Reichsstädte Voraussetzung für ein Italienstudium waren“. Das Kontingent nämlich, das die oberdeutschen Reichsstädte für den herzoglichen Rat liefern, ist sehr groß: Nürnberg

⁴⁷ 63–83.

⁴⁸ 11–22.

⁴⁹ 84–92.

⁵⁰ 23–46.

⁵¹ 111–124.

⁵² Heinz Lieberich, in: ZBLG 27 (1964), 120.

steht – in der zweiten Hälfte des 15. Jhdts. – an der Spitze, gefolgt von Augsburg und in erheblichem Abstand den kleineren Reichsstädten. Aber das genügt noch nicht: „Es ist weniger ihre Zahl, als ihre persönliche Strahlkraft, was den oft landfremden Technikern des Rechtes, die vielfach zugleich gewiegte Diplomaten und Träger eines neuen kosmopolitischen Humanismus sind (Hervorhebung von mir) ein Gewicht verleiht, das wesentlich dazu beitrug, seit Ausgang des 15. Jhdts. das Gesicht des herzoglichen Rates zu verändern.“ (S. 149). Wenn Lieberich die Gründung der Universität Ingolstadt (1472) weitgehend auf das Bedürfnis des Landesherrn nach landeseigenen Juristen zurückführt, so zählt dies unter die typischen Gründungsmotive für landesherrliche Universitäten. Für unsere Aspekte ist das im Augenblick wichtiger, als daß Celtis, dank der Vermittlung eines Nürnberger Patriziers, in Ingolstadt lehren und dort seine pädagogische Programmrede halten sollte. Diese Hohe Schule ist im Vergleich mit der zu Freiburg und Tübingen in einer Münchner Dissertation von Rainer Müller⁵³ über „Universität und Adel 1472–1648“ untersucht worden. Daraus ergibt sich nun in interessanter Weise, wie sich die Landesuniversität in ihren gesellschaftlichen Leitbildern an die ständische Struktur angleicht und auch in ihrem eigenen Gefüge den Adel an die Spitze stellt, nicht zuletzt, um dafür eventuellen Lohn von den Mächtigen zu ernten.

Gerade die schärfere Sicht auf die Berührungsfläche zwischen Ideen- und Sozialgeschichte, worin der Fortschritt, sofern man davon sprechen darf, auch der Humanismusforschung in erster Linie besteht, hat die zuversichtliche These vom Humanismus als bürgerlicher Bewegung zwar durchaus nicht einfach vom Tische gewischt, aber uns doch genötigt, zu unterscheiden und Abstriche zu machen. Die Angleichung der patrizischen „Junker“ und der adligen Humanisten aneinander in Lebensform und Lebensideal haben dem Kontrast von Leistungsadel und Geburtsadel als gesellschaftliche Ideale, um es kurz auszudrücken, von seiner Schärfe genommen. Genau so, wie es darauf ankommt, ob der Humanist vom Adel als Humanist noch ein Adliger war, so umgekehrt darauf, wie sich dieser patrizische Angleichungsprozeß, der an sich freilich der historischen Forschung längst bekannt ist, auf den Humanismus auswirkt. Die Dissertation von Rainer Müller zeigt, daß die Universität ein geeignetes Beobachtungsfeld für solche sozial- und

⁵³ Rainer Müller, *Universität und Adel 1472–1648*, Ludovico-Maximiliana, Forschungen 7, Berlin 1974.

ideengeschichtlichen Vorgänge ist, die Beispiele, die er zitiert – und es kommt immer und überall auf dieses Sprechenlassen der Quellen an –, zeigen in ihrer Gegensätzlichkeit, wie unmittelbar die ständischen Kontraste ins geistige Leben hinüberwirken. Es sei bei der Gelegenheit auf den Rahmen hingewiesen, in dem diese Arbeit erschienen ist: Ludovico-Maximilianeum, Forschungen also zur Geschichte der Münchner Universität. Diese von Laetitia Böhm und Johannes Spörl eröffnete Reihe muß naturgemäß auf die Ingolstädter Vorstufe zurückgreifen. So bieten diese neuen Impulse zur Universitätsgeschichte auch dem Humanismusforscher Gesichtspunkte und Material⁵⁴.

Humanismus der bischöflichen Residenz – Humanismus der Reichsstadt – Humanismus am fürstlichen Hof – ob im fränkischen Falle nicht der Humanismus des Reichsritters, Ulrichs von Hutten nämlich, dazu ge-

⁵⁴ Cf. auch: Arno Seifert, *Die Universität Ingolstadt im 15. und 16. Jahrhundert, Texte und Regesten*, in: Ludovico-Maximilianeum, Johannes Spörl und Laetitia Böhm (Hrsg.), Quellen, Bd. 1, Berlin 1973. Ein anderes Münchner Unternehmen, von dem Anregungen für die Humanismusforschung ausgehen, die von Ernesto Grassi herausgegebene ‚Humanistische Bibliothek‘, befaßt sich im Wesentlichen mit dem *italienischen Humanismus, der hier nicht einzubeziehen ist*. Eine Ausnahme bildet die verdienstvolle kommentierte Ausgabe mit Übersetzung der Reden und Briefe des Stefan Hoest von Frank Baron, München 1971. (Ganz so wenig bekannt wie Vf. zu glauben scheint, war allerdings der deutsche Frühhumanismus auch den früheren Generationen nicht, zumal dank der Lebensarbeit von Paul Joachimsen, der hierin ungleich Wesentlicheres zu sagen hatte als der gelehrte Techniker Wattenbach.) Den einzelnen Urteilen und den Akzenten, die in der Einleitung gesetzt sind, wird man aber meistens zustimmen. Für Details ist hier nicht der Platz.

Daß generell Universitätsgeschichte und Humanismusforschung viele Berührungspunkte haben, liegt auf der Hand und gilt natürlich für alle deutschen Länder mit älteren Universitäten. So ist z. B. die Mainzer Dissertation von Hans-Heinrich Fleischer, *Dietrich Gresemund der Jüngere, ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Mainz*, Wiesbaden 1967, nach des Vfs. Worten aus der Beschäftigung mit der Mainzer Universitätsgeschichte herausgewachsen.

Unter wieder anderem Gesichtspunkt, nämlich der aus begreiflichen Gründen noch verhältnismäßig wenig untersuchten Frage, was später aus den Studierenden einer Universität geworden ist, ist die Arbeit von Werner Kuhn abgefaßt: *Die Studenten der Universität Tübingen zwischen 1477 und 1534, ihr Studium und ihre spätere Lebensstellung*, Göttingen 1971, Göttinger akademische Beiträge 37/38.

nommen werden könnte? Wenn es ein so souveräner Sachkenner wie Kraus in seinem Überblick unterlassen hat, wird er seine Gründe gehabt haben. Sie mögen darin liegen, daß Hutten, der in manchem seiner politischen Gedanken, ob bewußt oder nicht im Gefolge der *Reformatio Sigismundi*, und damit, wie wir heute dank den Forschungen Kollers⁵⁵ sicher sagen können, auch von Ideen Kaiser Sigismunds selbst erscheint, unter seinen Standesgenossen doch zu vereinzelt steht. In seinem gleich zu besprechenden Aufsatz zitiert Seidlmayer Huttens Verurteilung seiner Standesgenossen: „Stumpfer sind sie als die Kimmerische Finsternis“ (loc. infra cit. S. 208). Dennoch habe auch der Humanist Hutten seine Herkunft aus dem ritterlichen Milieu seiner Zeit nicht verleugnen können, oder, wie Heinrich Lutz denselben Gedanken im Anschluß an Holborn einmal allgemeiner formuliert (op. infra cit. p. 139): „die humanistische Ideenwelt konnte bei einem Angehörigen des Adels, wie es Ulrich von Hutten war, durchaus verstärkend und versteifend auf das ritterlich-ständische Bewußtsein wirken“. Jedenfalls sind die vier Publikationen, auf die wir eingehen, in allgemein historischem oder in sozialgeschichtlichem Zusammenhang erschienen, mögen sich aber hier an den fränkischen Humanismus anschließen.

Zunächst zwei Ausgaben der deutschen Schriften⁵⁶.

Sie sind sehr verschieden in ihrer Anlage, obwohl sie zum großen Teil dieselben Texte enthalten. Mettke gibt hinlängliche Rechenschaft über sein editorisches Verfahren, auch über seine Vorlagen: teils nach einem in Jena befindlichen Originaldruck, (Bezugnahme S. XLII auf Benzing, cf. f. Anm. 60, S. 76, nr. 125) einem offenbar möglicherweise aus Luthers Bibliothek stammenden Exemplar (Gesprächsbüchlein, Anzeige, wie allwegen sich die Römischen Bischöfe ... gegen den deutschen Kaiser gehalten haben), teils nach Böcking⁵⁷, aber nicht ohne Vergleich mit den ersten Drucken (Phalarismus, Klage über den lutherischen Brand zu Mainz; Ein neues Lied; Beklagung der Freistädte

⁵⁵ Cf. MGH *Staatsschriften des späteren Mittelalters VI*, Heinrich Koller (Hrsg.), Stuttgart 1964, *Reformation Kaiser Siegmunds*, Einleitung und die im Lit.Verzeichnis angeführten Arbeiten des Herausgebers.

⁵⁶ Heinz Mettke (Hrsg.), *Ulrich von Hutten, Deutsche Schriften I*, Leipzig 1972. — Peter Ukena (Hrsg.), *Ulrich von Hutten, Deutsche Schriften*, Nachwort von Dietrich Kurze. München 1970.

⁵⁷ E. Böcking (Hrsg.), *Ulrich von Hutten, Opera I/V*, Leipzig 1859/61, Neudruck Aalen 1963. Hier Bd. IV.

deutscher Nation . . .). Die Orthographie entspricht der Vorlage, in der Zeichensetzung findet eine gemäßigte Modernisierung statt, die möglichst viel vom Original beläßt.

Ukena sagt über seine Editionsprinzipien überhaupt nichts und bietet in der Textgestaltung ein unkontrollierbares Gemisch aus moderner und originaler Orthographie, so daß man nie weiß, woran man ist und den Text nicht zitieren kann. Das heißt nun nicht, seine Ausgabe sei überhaupt unbrauchbar. Für ein weiteres Publikum, dem es nicht so sehr darauf ankommt, ob ein Wort so oder anders geschrieben war, ist sie eine durchaus dankenswerte Gabe, die zur Einführung in Huttens Gedankenwelt das ihre beiträgt. Wissenschaftlich verwendbar ist aber bloß die Edition von Mettke⁵⁸.

Beide Bände enthalten Würdigungen Huttens, in jedem Falle, in Mettkes Einleitung und in Dietrich Kurzes Nachwort, kommt die doppelte Problematik: der politischen und sozialen Lage der Ritterschaft in der Zeit der Reformation und des Bauernkrieges auf der einen Seite, des Verhältnisses zwischen Reformation und Humanismus auf der anderen zum Ausdruck. Was vorhin über den unterschiedlichen Wert der Editionen gesagt wurde, gilt nicht von diesen Bemerkungen über Hutten. Sie sind von verschiedenen Standorten aus geschrieben, aber wissenschaftlich durchaus ebenbürtig. Die Formulierung Kurzes S. 363 von der bereits zeitgenössischen „unausrottbaren“ (wechselseitigen) „Fehleinschätzung — der beiden großen geistigen Bewegungen im Deutschland des frühen 16. Jahrhunderts“ sei als sehr zutreffend im Vorbeigehen herausgegriffen.

Als dritter Beitrag zu Hutten gehört Michael Seidlmayers 1956 zuerst erschienener, ebenso wie der Essay über Celtis 1965 in den Sammel-

⁵⁸ Einige Stellen werden nicht klar: 12 bei Mettke steht (Das erst feber): „desshalb ist bey Inen kein stadt. für mich ein ander ortt, des bit ich dich . . .“ Bei Ukena (29): „... deshalb ist bei ihnen kein Statt für mich. Ein ander Ort, des bitt ich dich . . .“ Die Orthographie — „für“ bei Mettke — weicht von Böcking, Opera IV, 33, 27, wo „für“ steht, ab. Sonst druckt Böcking wie Mettke, nach meinem Eindruck richtiger, also: führe mich! 27 steht bei Ukena: „du würdest ihm dort gebogen rühen finden“. Bei Mettke (10): „du würdest in dort geborgen rühen finden“. Zunächst hält man unwillkürlich ‚geborgen‘ für die richtige Lesart, die andere für einen Druckfehler. Aber dieses „gebogen“ ist bei Ukena eigens mit „liegend“ kommentiert, was ‚geborgen‘ auf keinen Fall heißen könnte. Böcking, Opera IV, 30, 24 hat gleichfalls: „gebogen“. Falls bei Mettke eine Konjekture vorliegen sollte, wäre eine entsprechende Bemerkung nötig gewesen.

band „Wege und Wandlungen des Humanismus“ aufgenommene biographische Aufsatz hierher^{58a}. „Auf der Steckelburg — in der ‚kleinen Höhle‘ wie Hutten sie selber später ironisch nennen wird“ ist er geboren. „Ex specula Huttenica“ (S. 197). Aber specula heißt nicht, wie Seidlmayer übersetzt, „die kleine Höhle“, sondern die hohe Warte, oder der Wachturm oder Ähnliches, also die hochgelegene Burg. „Eques Romanus“, „poeta laureatus“ und „Bundesgenosse Luthers“ sind die drei Elemente, die sich in Seidlmayers Skizze durch die Biographie und durch das literarische Werk ziehen, „Fortuna“ aber ist das durchgängige Motiv in all seinen Schriften, jenes Motiv, das wie kein anderes im Humanismus ‚die christliche Glaubensgewißheit von innen her angefressen und krank gemacht‘ habe. Sie setzt sich nicht gerade an die Stelle Gottes, muß aber mit ihm eine „höchst seltsame und wirre Ehe... eingehen“ (206). Wieder, wie schon im Celtis, wie übrigens auch in dem im gleichen Band abgedruckten Petrarca kommt das Grundanliegen der ganzen humanistischen Bewegung zur Sprache: „die echte Selbstverwirklichung der allein in sich stehenden, in ihrer Einmaligkeit unwiederholbaren Persönlichkeit in der vollkommenen Treue zu sich selber“ (207). Man kann Seidlmayer dankbar dafür sein, daß er diesen Zug so scharf betont hat. Seine These hat uns manche originelle und erhellende Formulierung beschert. Wir wissen aber auch, daß der Dialog, daß die sodalitas, daß überhaupt alle gesellschaftsbildenden und pädagogischen, daß schließlich und nicht zuletzt alle philologischen wie naturwissenschaftlichen Intentionen und Leistungen darüber zu kurz kommen, besonders auch das humanistische Verhältnis zur Sprache. Es hieße doch den Dingen Gewalt antun, wollte man all das auf diesen Nenner bringen. Eine so komplizierte Bewegung hat nicht ein Grundanliegen. In den Nassauischen Annalen (85, 1974, 71–86) weist Volker Press: „Ulrich von Hutten, Reichsritter und Humanist“ darauf hin, daß reichsritterherrschaftliche Ideologie und humanistischer Lebensstil in Hutten nicht in allen Stücken harmonieren, daß Hutten namentlich in seinem Kampf gegen die Existenz des geistlichen Fürstentums „die soziale Basis, die ihn trug“ verlassen habe. Insofern sei er, so wenig wie reiner Humanist auch nicht nur Repräsentant „reichsadliger Interessen“ gewesen. Man wünschte sich das Ganze etwas ausführlicher belegt. In den Literaturangaben ist S. 73, A. 12 der Name „Geiger“ durch „Grimm“ zu ersetzen.

^{58a} Michael Seidlmayer, *Wege und Wandlungen des Humanismus*, Göttingen 1965.

Das Bild Ulrichs von Hutten war besonders stark der Entstellung durch liberale, chauvinistische, konfessionelle Vorurteile ausgesetzt. Allmählich sind diese falschen Farben von ihm abgefallen. In diesem Reinigungsprozeß Hand anzulegen, war wohl die Absicht von Heinrich Grimm, der 1971 in seinem kleinen Buch: „Ulrich von Hutten, Wille und Schicksal“⁵⁹ den standesgebundenen und doch über seine Tradition hinausstrebenden Humanisten gezeichnet hat. Ich würde über einige Formulierungen allerdings streiten. Insgesamt aber kann man es auf nicht einmal 140 Seiten — der Umfang war wohl durch die Reihe vorgeschrieben — kaum viel besser machen. — Die große und auf Schritt und Tritt materialgegründete Biographie steht, falls man diese Form für nötig erachtet, noch aus.

Um Huttens Drucker hat sich in gewohnter Meisterschaft Josef Benzing angenommen⁶⁰.

IV

Den Südwesten des Reiches als dritten unserer „humanistischen“ Räume umschreibt man unwillkürlich wieder mit den maßgebenden großen Reichsstädten „zwischen Augsburg, Basel, Straßburg und Ulm“. Und doch erfährt die These, daß es nicht auf das Bürgertum schlechthin, sondern auf die vermögende und volkreiche Handelsstadt ankomme, insofern hier eine gewisse Einschränkung, als das kleine Schlettstadt eine Heimstätte des Humanismus von überregionaler Bedeutung wurde! Stärker als bisher fällt nun auch der Anteil der nicht-deutschen, schweizerischen oder französischen Forschung ins Gewicht, die hier, wo es der Zusammenhang erfordert, gelegentlich gestreift, aber nicht eigentlich einbezogen wird. Wie man für den Nürnberger Humanismus, falls man nur einen einzigen stellvertretenden Namen anführen wollte, ohne Zögern Willibald Pirckheimer nennen würde, so für Augsburg wohl Konrad Peutinger. Forschungsmäßig ist man mit ihm besser daran; der Ausgburger Stadtschreiber ist von Heinrich

⁵⁹ Heinrich Grimm, *Ulrich von Hutten, Persönlichkeit und Geschichte*, Bd. 60/61, Göttingen 1971.

⁶⁰ Josef Benzing, *Ulrich von Hutten und seine Drucker*, in: *Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen* 6, Wiesbaden 1956.

Lutz⁶¹ in einer umfangreichen Biographie 1958 verdeutlicht worden, als Politiker in der „Aetas Maximiliana“ (1–143) und in der Reformationszeit (145–319). „Verdeutlicht“ meint in unserem Zusammenhang nicht Entwurf eines „Lebensbildes“ oder Ähnliches, sondern am Modell Peutingers Antwort auf die Frage, wie sich Humanismus in der konkreten Politik ausnimmt und auswirkt. „So kann zum Beispiel die politische Relevanz der humanistischen Editionstätigkeit kaum überschätzt werden“ (129). Wie willkommen Maximilian I. die Ausgabe des Ligu-
rinus (1507, kurz vor dem Zug nach Italien) und überhaupt alles sein mußte, was Peutingers historisch sammelnde und juristische Gelehrsamkeit zur Stärkung des Reichsgedankens und Reichspatriotismus beitrug, leuchtet am ehesten ein. Freilich erhebt sich sofort, wie für so viele ähnlich gestimmte Humanisten und auch im Blick auf Maximilian selbst das kritische Problem, wie weit die humanistische, politische Ideologie spätmittelalterliche Traditionen fortführend, wenn auch etwas anders akzentuierend, noch genügend Nahrung in der Wirklichkeit fand, ob der Abstand zwischen Idee und Wirklichkeit die humanistischen Vorstellungen nicht zur Fruchtlosigkeit verurteilte. Lutz, der von der Beobachtung (128) eines lebhaften Ineinandergreifens von Peutingers humanistischer Bildungswelt einerseits und seiner in aktivem Mitvollzug stets erneuerten Erfahrung der politischen Gegenwart auf der anderen Seite ausgegangen war, räumt nun freilich ein, daß kaum ein Weg von der antiken Polis und auch nicht von der antiken Staatstheorie in die Welt der oberdeutschen Reichsstädte und des Schwäbischen Bundes hinein erkennbar sei und infolgedessen eine ideologisch „übersättigte“ Reichsideologie (135) einer „ideologiefreien“, vielleicht sollte man sogar sagen „ideologieleeren“ Sphäre in der rechtsstädtischen Politik gegenüberstünde. Indessen wird dieser Eindruck wiederum dadurch aufgefangen, daß die Reichsstadt als Typ genommen und Augsburg, wo Maximilian, nicht ohne Peutingers Rat, seine Flugschriften drucken ließ, besonders, ein Hort des Reichsgedankens war nicht nur im allgemeinen, sondern auch im Kampf gegen die fürstlichen Territorialstaaten⁶². Insofern ging die Reichsidee, wenn man sie auch nicht zu

⁶¹ Heinrich Lutz, *Conrad Peutinger, Beiträge zu einer politischen Biographie*, in: *Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg*, Heft 9, Augsburg o. J. (1958).

⁶² Vielleicht etwas zu sehr idealisierend meint Heinrich Schmidt op. cit. (Anm. 5) 71: „in den Gassen von Nürnberg, Augsburg und Ulm i s t d a s Reich“ (Hervorhebung des Autors).

sehr idealisieren darf, eine unmittelbare Verbindung mit den Interessen der Städte ein. Hier nun hätte der Humanismus wieder Eingang in die Wirklichkeit gefunden. Freilich liefe das im Grunde nicht auf eine rein humanistische Idee hinaus, sondern auf eine dem Geiste nach humanistisch wiederbelebte „Reformatio Sigismundi“. Ihr erster Druck ist nicht zufällig in Augsburg erschienen (1476) bei Johannes Bämle. Und auch als wirtschaftspolitischer Denker war Peutinger zunächst einmal, wie gegen ältere Meinungen dargetan wird, der Stadt in ihrer mittelalterlichen Tradition verhaftet. Über diese Grundlage hinaus freilich erscheint sein ökonomisches Denken gegenüber der Scholastik neuartig vor „einem weitgespannten Hintergrund säkularisierten Bildungswissens, vor dem nichts gilt als die begrifflichen Maßstäbe der ratio und aequitas“ (139). Etwas vorher hat schon Clemens Bauer⁶³ die Bedeutung der Peutingerschen Wirtschaftsethik in ihrem Verhältnis zum Handelskapitalismus umrissen und das Neue daran zum ersten Mal umfassend herausgearbeitet.

Kehren wir aber noch einmal zum Problem Humanismus und politische Praxis zurück, so zeigt sich ein interessantes Verhältnis von humanistischer Ideologie und politischer Realität: auf dem Gebiet der Reichspolitik ein Übergewicht der traditionsgenährten Ideen, aus der Situation und aus Peutingers Verhältnis zu Maximilian heraus durchaus verständlich; auf dem Feld der reichsstädtischen Angelegenheiten nur mittelbar und am stärksten von der spätmittelalterlichen Überlieferung genährt ein humanistisches Bewußtsein; ökonomisch aber, wenngleich im Rahmen der politisch-sozialen Lebensform der im Mittelalter entwickelten Stadtgemeinde (137), am ehesten Neues, Unmittelalterliches. Und weshalb gerade auf diesem Gebiet? Weil „... in Augsburg die kapitalistische Umformung der überlieferten Wirtschaftsformen ... so stark ... war, daß nicht mehr das Nebeneinander sehr verschiedener Wirtschaftsstufen, sondern der neue Zustand als ein ausschließlich Gültiges in das Bewußtsein drang ...“ Dies die Bedingungen für eine „positive Begegnung von Humanismus und Kapitalismus“ (139). Dabei muß freilich bedacht werden, daß der Humanismus Peutingerscher Prägung vielleicht nüchterner und strenger wissenschaftlich war, — wenn auch nicht so trocken und weltfern, wie Joachimsen meinte, gegen dessen überholtes Urteil sich Lutz mit Recht wendet, — als der des Celtis

⁶³ Clemens Bauer, *Conrad Peutinger und der Durchbruch des neuen ökonomischen Denkens in der Wende zur Neuzeit*, in: Festschrift „Augusta“ (Anm. 64), 219–228.

oder Pirkheimers, andererseits aber wesentliche Züge, die sonst dazu gehören, vermissen läßt: die pädagogische und die poetische Dimension. Schon Pfeiffer, auf den wir gleich zu sprechen kommen, hat das betont. Peutinger war z. B. kein Humanist des Fürstenspiegels, damit fehlt aber auch eine wesentliche Begegnungsmöglichkeit mit der Politik. Unser Modell kann also nicht für den gesamten Umkreis der hiermit verbundenen Fragen stehen.

Eine fein abwägende, mehr dem Gelehrten, auch dem antiquarischen Sammler Peutinger geltende Studie von Rudolf Pfeiffer findet sich in der gewichtigen Festschrift zum Gedenken der Lechfeldschlacht von 955: *Augusta*⁶⁴. Was wir vorhin von den überpersönlichen Zusammenhängen des Politischen mit dem Humanismus an Hand des Buches von Lutz zu überdenken hatten, wird hier gleichsam von innen her entwickelt: wie es Peutinger fertig bringt, während seines sechsjährigen Studiums in Italien Anregungen der Renaissance mit seinen nördlichen Traditionen harmonisch zu vereinigen; wie er darin in gewissem Gegensatz zum Temperament Pirkheimers gestanden habe, in dem sich die beiden Elemente nie so ganz ausgeglichen hätten (182); wie auch die „sodalitas Augustana“, die er begründete, eine seiner gravitas entsprechende Festigkeit gezeigt und Persönlichkeiten aller Stände, auch aus Zünften, umfaßt habe, womit wir wiederum zur sozialen Funktion des Humanismus vorstoßen, umsomehr, als diese Gesellschaft Peutingers schon eine Vorgängerin hatte in dem Kreis um Sigismund Gossembrot. Man kann die Skizze nicht mit dem Buch vergleichen, es mag dies genügen, um die andere Linienführung Pfeiffers im Kontrast zu dem schwer mit Problemen beladenen Buch von Lutz zu kennzeichnen.

Ähnlich wie vorhin in der Geschichte Nürnbergs ist auch im Augsburger Fall die humanistische Welt reichlich vertreten in Studien nicht nur zu den sozialen und ökonomischen Grundlagen, sondern auch zur bildenden Kunst und – für uns besonders wesentlich – zum Buchdruck unter dem Titel: „*Ne Italo cedere videamur*“ (Carl Wehmer)⁶⁵. An diesem berühmten Losungswort des Günther Zainer könnte man, vom Druck herkommend weit darüber hinaus die zwiespältige Haltung der deutschen Humanisten zu den Italienern überhaupt kennzeichnen zwi-

⁶⁴ Rudolf Pfeiffer, *Conrad Peutinger und die humanistische Welt*, in: *Augusta 955–1955, Forschungen und Studien zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Augsburgs*, Augsburg 1955, 179–186.

⁶⁵ Op. cit. 145–172. Zur Bibliothek Peutingers, cf. auch Ilona Hubay, *Incunabula der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg*, Wiesbaden 1974, Index.

schen Ressentiment, Konkurrenzgefühl und Verehrung – „*audio ego ingenia Italorum*“ sagte Wimpfeling⁶⁶. Wehmers wesentliches Ergebnis ist aber, daß es in Augsburg nicht zu ängstlicher Nachahmung kam, sondern zu einer ausgewogenen Verbindung zwischen „eigener Disposition und ausländischem Beispiel (149)“. Damit ist auch der Unterschied etwa zu Nürnberg berührt. Wie viel gotischer wirkt ein Anton Koberger! Und die von Pfeiffer vorhin angedeutete Verschiedenheit zwischen Pirckheimer und Peutinger würde übers Psychologische und Individuelle hinaus einen allgemeineren Hintergrund gewinnen. Dabei war, wie man weiß, Zainer ein Reutlinger und aus Straßburg nach Augsburg gekommen. Es ist also die Kraft des Milieus, der *genius loci*, was Wehmer in seinen Drucken ausgeprägt findet. Keine Ausnahme, sondern kennzeichnend für Augsburg. Die Art, wie hier über Drucktypen bewußt und präzise reflektiert wird, der „Schrifthistorismus“ (165) gibt dem Buchschaffen zwischen 1470 und 1520 die besondere Augsburger Färbung. Kann man das Verhältnis zwischen mittelalterlicher Tradition und Renaissanceinflüssen auch in den Interessen des einzelnen patrizischen Büchersammlers außerhalb des engsten Humanistenkreises widergespiegelt finden? Paul Lehmann⁶⁷ hat in seiner Geschichte der Fuggerbibliotheken – auf die Fuggerforschung insgesamt ist hier natürlich nicht einzugehen – am Beispiel der Großneffen Jakob Fuggers des Reichen gezeigt, aus welchen Elementen ein solcher Interessenkreis bestehen konnte. Man kommt über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus. Man spürt, daß der Verfasser gern schon früher Halt gemacht hätte, statt dessen galt es Legenden zu zerstören. Erst Hans Jakob und Ulrich Fugger glaubt Lehmann guten Gewissens als humanistische Büchersammler bezeichnen zu können. Und die klassische Antike findet wohl nur in Ulrichs Bibliothek einen gewichtigen Platz – der aber in interessanter Weise umgeben ist nicht nur vom Schrifttum der Reformation, da ihr Ulrich seit 1553 anhing, sondern von byzantinischen und neulateinischen Werken, nicht zu reden von Büchern aus Italien. End-

⁶⁶ Ich zitiere diesen Satz, weil er die einfachste und vorbehaltloseste Huldigung an den italienischen Geist auszudrücken scheint, er findet sich in einem Brief an Thomas Wolf vom 1. 3. 1503 und ist abgedruckt in: F. Battista Mantovani *Bucolica seu Adolescentia in decem aeglogas divisa*, Straßburg (Prüss) 1503, fol. a.

⁶⁷ Paul Lehmann, *Eine Geschichte der alten Fuggerbibliotheken*, Tübingen I 1956, II 1960. Hier I, bes. 150 ff. (Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte Reihe 4, Bd. 3, Studien zur Fuggergeschichte 12).

lich viel Mittelhochdeutsches, darunter der Schwabenspiegel, der bekanntlich im 16. Jahrhundert auch bei den Humanisten aktuell war.

Zwar wäre es für Augsburg verwunderlich, vom Humanismus zu sprechen und den Namen Fugger wegzulassen, umso mehr, als die kreisbildende und studienfördernde Aktivität des Hauses Fugger noch hinzukäme, dennoch sind uns die methodischen Gesichtspunkte, wie sie in den Stichworten Bibliotheksgeschichte – patrizische Interessen – Humanismus liegen, noch wesentlicher, zumal sie hier an einer modellhaft durchgeführten Untersuchung lebendig werden.

In die Augsburger Bibliotheksgeschichte gehört auch der vielseitige Humanist, Arzt, Astronom (und damit auch Astrolog) und Chronist Augsburgs, Achilles Pirmin Gasser: der gebürtige Lindauer hat erst dort den ihm gemäßen Wirkungskreis gefunden. Ein Lebensbild von ihm hat Josef Fleischmann entworfen und darin vor allem den Historiker Gasser gefeiert, mit Recht^{67a}. Und doch ist dem Polyhistor, namentlich dem Mediziner erst Karl Heinz Burmeister^{67b} in einer ausführlicheren, auf Quellen und Bibliothek genauer eingehenden Biographie vollauf gerecht geworden. Da Gasser als Historiker auch ein Mitarbeiter Sebastian Münsters gewesen ist, des Hebraisten und Grammatikers, aber auch Kosmographen – er war in Heidelberg und Basel tätig –, dessen Biographie Burmeister verfaßt hat^{67c}, lag Gasser gleichfalls in seinem Interessenkreis.

Nicht mit dem Bürgertum, sondern mit den Augsburger Bischöfen fängt A. Layer⁶⁸ seinen Überblick über den ostschwäbischen Humanis-

^{67a} Josef Fleischmann, *Achilles Pirmin Gasser*, in: *Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben* 6, 1958, 259–291.

^{67b} Karl Heinz Burmeister, *Achilles Pirmin Gasser (1507–1577)*, I *Biographie*, II *Bibliographie*, Wiesbaden 1970.

^{67c} Karl Heinz Burmeister, *Sebastian Münster*, phil. Diss. Mainz, Basel und Stuttgart 1963. – Cf. auch: ders. *Briefe Sebastian Münsters lateinisch und deutsch*, Ingelheim a. Rhein, 1964. (Weggelassen sind die Widmungsbriefe; abgesehen von dem praktischen Argument, der Band könnte durch ihre Hereinnahme zu sehr anschwellen, möchte ich allerdings keinen Grund für ihren Ausschluß (S. 9 f.) gelten lassen. Das ist eine wichtige Methodenfrage für die Ausgabe humanistischer Briefe. Widmungsbriefe sollte man doch wohl prinzipiell mit aufnehmen, gerade wegen ihrer reizvollen Stellung zwischen Brief und Vorwort. Auch sonst ist der humanistische Brief oft mehr und anderes als bloß Mitteilung an den Empfänger.

⁶⁸ Cf. op. cit. Anm. 7, hier III, 2, 1126–1138.

mus an. Mit Recht: Männer wie Peter von Schaumberg, Johannes von Werdenberg, haben die ersten humanistischen Kreise in Augsburg gebildet, aus Geistlichen und Laien (Gossembrot) gemischt. Friedrich Zoepfl⁶⁹ hat schon 1949 dem Humanismus am fürstbischöflichen Hof eine ausführliche Studie und zehn Jahre darauf dem eigentlichen Humanistenbischof, dem Freund des Erasmus, Christoph von Stadion, Bischof von 1517–1543 noch ein Lebensbild gewidmet⁷⁰. In ihm kommt es vor allem auf den erasmischen Einfluß und damit auf die vermittelnde Kirchenpolitik des Bischofs im Jahre 1530 auf dem Augsburger Reichstag an. Erasmus wirkt hier ähnlich, wie es A. Gail⁷¹ für den Niederrhein festgestellt hat. Schon die starke Anlehnung an Erasmus' Enchiridion, die in der älteren Studie kritischer betrachtet wird, in der ersten offiziellen Rede des Bischofs⁷² gibt einen entsprechenden Auftakt. Was die Vorgänger anlangt, von Peter von Schaumberg an, so stellt sich freilich das Problem, wie weit man diese frühen Vertreter der Übergangszeit, die im Grunde doch noch ganz die spätgotische Geistigkeit repräsentieren, einer gewissen Beredsamkeit zuliebe (was heißt bei Peter v. Schaumberg z. B.: „über Cicero hinaustrachtender Kunststil?“)⁷³ schon als Humanisten ansprechen soll. Ihre Bedeutung besteht wohl eher im Mäzenatentum, besteht in der Auswahl ihrer Mitarbeiter. In der Überreichung der „Chronographia Augustensium“ des Benediktiners Meisterlin durch Gossembrot an Peter von Schaumberg zu Beginn des Jahres 1457 symbolisiert sich der Anfang des Augsburger Humanismus in den drei Kräften, die ihn gestaltet haben: dem Bischof, dem Bürger, dem Mönch. In der Festschrift zur 1200-Jahrfeier der Abtei Ottobeuren⁷⁴, worin Zoepfl in stets eigenständiger Formulierung nicht nur einen Überblick über den gesamten ostschwäbischen Humanismus gibt, sondern auch seine früheren Forschungsergebnisse erweitert, wird freilich mit einem Hinweis auf Joseph Grünpeck und

⁶⁹ Friedrich Zoepfl, *Der Humanismus am Hof der Fürstbischöfe von Augsburg*, in: HJ 62/63 (1949). Der Maßstab für das Prädikat „humanistisch“ ist m. E. hier allerdings zu großzügig.

⁷⁰ Ders. *Bischof Christoph von Stadion (1478–1543)*, in: *Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben* 7, 1959, S. 125–160.

⁷¹ s. Anm. 107.

⁷² Cf. Zoepfl, op. cit. Anm. 69, 694 und Anm. 70, 128.

⁷³ Wie Anm. 69, 673.

⁷⁴ Friedrich Zoepfl, *Kloster Ottobeuren und der Humanismus*, in: *Ottobeuren, Festschrift zur 1200-Jahrfeier der Abtei*, Hrsg. Aegidius Kolb und Hermann Tüchle, Augsburg 1964, 189–267.

seine „Comedie . . . omnem latini sermonis elegantiam continentes . . .“ betont, daß dieses Schema nicht genügt (201 f.), und dennoch fügen sich gerade diese Stücke sozialgeschichtlich genau ein: gewidmet sind sie einem Augsburger Domherrn, der zugleich „liberalium studiorum professor“ ist, aufgeführt werden die Komödien aber von jungen Augsburger Patriziersöhnen! „Maßgeblich“ von der Geistlichkeit bestimmt sei der Augsburger Humanismus (204) im Gegensatz zu Ulm, wo sich außer Felix Fabri kein Geistlicher finde. Eine andere Frage ist es freilich, welchen Anteil an jener für Augsburg charakteristischen Ausgeglichenheit zwischen gewachsener Tradition und Renaissanceeinflüssen, die Wehmer vorhin meinte und die sich nicht auf den Druck beschränken läßt, die Geistlichkeit im Vergleich zum Bürgertum gehabt hat. Die Bedeutung der Augsburger Bischöfe als Mäzene und Anreger, auch ihre oft in Italien erworbene Bildung steht außer Zweifel und es ist gewiß richtig, daß selbst die Reform der liturgischen Texte, woran Augsburger und Konstanzer und andere Bischöfe beteiligt waren, mit dem Humanismus zu tun haben kann. Nur ist Freude am Buch und ist lateinisches Versemachen und ist – wir setzen nur Beobachtungen von vorhin fort – Gelehrsamkeit für sich noch nicht speziell humanistisch, und selbst eine gewisse Eloquenz muß es noch nicht sein. Gar viel läßt sich anführen, was sich zum Humanismus so ähnlich verhält wie kirchliche und moralische Reform zur Reformation. Das Entscheidende muß noch aus anderer Quelle dazukommen. Doch kann das hier nicht ausdiskutiert werden. Zoepfl behandelt den Ulmer *Schulhumanismus* – dieser Akzent soll ihn jedenfalls in seiner Anfangsphase vom Augsburger unterscheiden (202), – im Zusammenhang mit klösterlichen humanistischen Tendenzen besonders in Wiblingen (212)^{74a}, anderseits führen von dieser Abtei aus wieder Linien nach St. Ulrich in Augsburg, dessen Reformabt Melchior von Stammheim, der übrigens aus württembergischem Adel, der Ludwigsburger Gegend stammte, dort Mönch gewesen war und noch später die Bibliothek seines Professklosters regelmäßig mit Büchern belieferte (213). Das ist ein bemerkenswerter Fall. Auch sonst weist Zoepfl auf Verbindungslinien gerade der humanistischen Bibliothek in Wiblingen mit Augsburger Bürgern als Stifter hin, wie anderseits auch die Schule des Klosters etwa Männer vom Range des Ulmer Humanistenarztes Wolfgang Rychard – dem man eine eigene Würdigung gegönnt hätte – anzog.

^{74a} Das Benediktinerkloster Wiblingen südlich von Ulm hat seit seiner Gründung 1093 in allen geistigen Reformbewegungen eine große Rolle gespielt.

Ausführlich handelt Zoepfl erwartungsgemäß von Ottobeuren. Gleichsam am Eingang in die humanistische Epoche des alten Klosters stehen die Worte Caspar Bruschi⁷⁵ über den ersten Humanistenabt: „vir pius doctus . . munificus et liberalis in eruditos omnes et in pauperes omnes“ (216) (Hervorhebung von mir). Auf die Verbindung der Armen und der Gelehrten als Objekte religiöser Aktivität in Grundsatz und Gesinnung kommt es an. Ähnliches ist zwar auch in jeder Epoche des Mittelalters gelegentlich von einem frommen und gelehrten Abt gesagt worden, aber hier finden wir den Auftakt zu einer zielbewußten humanistischen Aufbauarbeit, deren Seele der Doktor der Medizin Ulrich Ellenbog und noch viel mehr der Bibliothekar des Klosters Ottobeuren, sein Sohn Nikolaus waren, deren Werdegang und Büchererwerbungen – mit ergänztem Handschriftenverzeichnis – Zoepfl hier erstmals ausführlich, gestützt auf frühere eigene Arbeiten darlegt (217–254). Bibliothek – eigene Druckerei des Klosters – schließlich benediktinische Klosteruniversität – mit Griechisch und mit Erklärung des Vergil und Terenz im Programm sind die Stichworte noch über die beiden Ellenbog hinaus.

Was nun Württemberg angeht, so scheint mir für den Zeitraum dieses Berichtes die einschlägigste Arbeit die Festschrift⁷⁶ zu Ehren Reuchlins zu sein. Man ist bei seinem Namen zwar besonders an die Tatsache erinnert, daß es noch keine genügende Edition gibt – was von der Mehrzahl der deutschen Humanisten gilt. Soweit von diesem Vorwurf die landesgeschichtliche Forschung betroffen ist, hängt es einerseits mit der Tatsache zusammen, daß der Urkunde und dem Aktenmaterial von jeher der Vorzug gegeben worden ist, weil sie eben ganz und nicht nur mit einer Seite dem Territorium angehören; andererseits damit, daß in der deutschen Forschung, besonders auffällig in der historischen, die Reformation von jeher den Humanismus überschattet hat, so daß Humanisten, die der Reformation nahe standen wie Melanchthon, wie Bucer, noch am ehesten eine Chance hatten.

⁷⁵ Caspar Bruschi 1518–1559.

⁷⁶ *Festgabe Johannes Reuchlin 1455–1522*, Hrsg. v. Manfred Krebs, Pforzheim 1955. Der Untertitel: *Festgabe seiner Vaterstadt Pforzheim* deutet auf einen stark regionalgeschichtlichen Aspekt hin, der auch in einzelnen Kapiteln, außer dem Beitrag von Decker-Hauff, von dem wir sprechen werden, in: *Pforzheim zur Zeit Reuchlins* (Ottmar Sexauer) zum Ausdruck kommt.

Von den deutschen Humanisten hat, von Melanchthon einmal abgesehen, nur Reuchlin unbestreitbar europäischen Rang. Das hängt mit seiner Rolle im Geschehen seiner Zeit zusammen, deren er sich selbst bewußt war. Eine Analyse dieses Selbstbewußtseins hätte einen bedeutsamen Zugang zu Reuchlin eröffnet⁷⁷. Die Festschrift enthält aber keine eigenständige Würdigung der Gesamtpersönlichkeit, wie man es eigentlich erwarten müßte und wie es etwa im selben Jahr in ‚Augusta‘ Rudolf Pfeiffer für Peutinger gelungen ist. Aber sie bietet wertvolle Teilaspekte. Die europäische Bedeutung Reuchlins faßt Rupprich zusammen⁷⁸. Neues bringt die sozialgeschichtliche und genealogische Studie von H. M. Decker-Hauff: ‚Bausteine zur Reuchlin-Biographie‘⁷⁹ mit vorher unbekannten Details zu den beiden Heiraten, die auch ihre politischen und ökonomischen Aspekte hatten; Beobachtungen zu seinem Wappen und dessen sehr persönlicher Gestaltung, worin sich wiederum sozial- und ideengeschichtliche Aspekte durchdringen, zu seinem Verhältnis zur Reformation (Mitgliedschaft in der Salve-Bruderschaft). – Ein neuer autographischer Brief taucht auf (M. Krebs)⁸⁰. Das Verhältnis zum Hof, überhaupt die juristische Tätigkeit bleibt unberücksichtigt. Dagegen wird der Gelehrte deutlich im Spiegel seiner Bibliothek (Karl Preisendanz) mit beigegebenem Bücher-Index⁸¹. Übers Biographische hinaus führt die Studie von Hildegard Alberts zu Reuchlins Drucker

⁷⁷ Berühmt und öfter zitiert als interpretiert ist sein Ausspruch über sich selbst im Vorwort zu *De arte cabbalistica* an Papst Leo X.: *Italie Marsilius Platonem edidit, Galliis Aristotelem Ja(cobus) Faber Stapulensis restauravit. Implebo numerum et Capnion ego germanis per me nascentem Pythagoram tuo nomini dicatum exhibebo.* Mit diesem Satz könnte man eine Würdigung Reuchlins anfangen. In ihm liegt nicht so sehr ein Ich-Bewußtsein im Sinne Seidlmayers als vielmehr die Einordnung der eigenen Leistung, wobei im Munde Reuchlins das Wort ‚numerus‘ sein Gewicht hat! – und, was noch bemerkenswerter ist, die Einordnung der eigenen Nation, die damit auf dieselbe Ebene wie Italien und Frankreich gehoben werden soll. Reuchlin lehrt damit die Humanisten eine höhere Stufe des Patriotismus! Im selben Vorwort die Erinnerung an den ersten Besuch in der Bibliothek des Lorenzo de’ Medici als Begleiter seines Landesfürsten! Damit fiele das nächste entscheidende Stichwort.

⁷⁸ 10–34.

⁷⁹ 83–107. S. unten Anm. 97.

⁸⁰ 197–204. An den Hebraisten Crismann. Es geht um *Hebraica*. Der Brief fand sich eingeklebt in ein Exemplar der *Rudimenta Hebraica*.

⁸¹ 35–82.

Thomas Anselm. Ein Verzeichnis der Pforzheimer Drucke (1495/1511) ist angeschlossen⁸². Mit Hilfe von Preisendanz' Abhandlung über die Bibliothek Reuchlins hat Martin Sicherl bisher unbekannte Reuchlinsche Autographa in der Bibliothèque Nationale in Paris ausfindig gemacht und 1963 – mit deutscher Übersetzung – herausgegeben⁸³. Er hat daran sehr interessante Beobachtungen geknüpft, die aber von dem Gesichtspunkt, der dieses Referat leiten soll: Sozial- und Regionalgeschichte in ihrer Anwendungsmöglichkeit auf die Humanismusforschung, zu weit ab und in die reine Philologie hineinführen würde.

Ein anderes Problem, das mit dem Namen Reuchlin erwartungsgemäß verknüpft ist, lasse ich aus mutatis mutandis ähnlichen Rücksichten gleichfalls beiseite: Judenfrage und Toleranz. Wir müßten uns dann nach Vergleichen mit Erasmus, wozu uns Guido Kisch⁸⁴ verhelfen würde, und anderen, natürlich auch den Reformatoren umsehen – ein großes Thema für sich.

In Reuchlins Nachbarschaft gehören Männer wie Michael Hummelberg⁸⁵, der Ravensburger Humanist und Geistliche, der auch die Anerkennung des Erasmus gefunden hat, den außer mit Reuchlin auch mit Vadian, mit Peutinger, mit Pirckheimer und mit Beatus Rhenanus philologische, historische und theologische Interessen verbanden. Er war kein eigenständiger Gelehrter oder Poet oder Theologe – er war ein Vermittler und ein Mitempfinder. Um sein Auskommen unbesorgt dank

⁸² 205–265.

⁸³ Martin Sicherl, *Zwei Reuchlin-Funde aus der Pariser Nationalbibliothek*, Akademie d. Wiss. und der Lit., Mainz, Abhg. der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 1963, 7.

⁸⁴ Guido Kisch, *Erasmus' Stellung zu Juden und Judentum*, Tübingen 1969.

⁸⁵ Helmut Binder, *Die Brüder Michael und Gabriel Hummelberg* in: *Lebensbilder aus Schwaben und Franken*, Hrsg. v. Robert Uhlend 12, 1972, 1–24. Es wäre unter dem Stichwort ‚Reuchlins Nachbarschaft‘ freilich eine große Zahl von Persönlichkeiten zu besprechen. Hier sei noch auf die gleichzeitige Studie von Dieter Mertens, *Johannes Hildebrandt, ein Humanist aus dem Umkreis Reuchlins*, in: ZGO 120 (1972), 247–268, hingewiesen. Hier handelt es sich wiederum um einen Mann, der Vermittler und Helfer war, sowohl im grammatischen Unterricht an der Pforzheimer Schule wie in der Anshelmischen Druckerei in Pforzheim und nachher in Tübingen. Der Reuchlinschüler Georg Simler war Vorbild Hildebrandts. Die Untersuchung von Mertens gibt einen Einblick in den Alltag der humanistischen Grammatiker und ist unter diesem Aspekt bildungs- und sozialgeschichtlich erwähnenswert.

einer hinlänglichen Pfründe kann er es sich leisten, recht ungebunden seine Sympathien für die Sache Reuchlins und nachher, ohne aktiv Partei zu nehmen, auch Luthers, ebenso zu äußern wie seinen gräzistischen und historischen Neigungen nachzugehen. Man wird vielleicht die Worte seines (und des Bruders Gabriel) Biographen Helmut Binder etwas übertrieben finden: Michael Hummelberg müsse einen ausgezeichneten Platz in der schwäbischen Geistesgeschichte erhalten, wenn, wofür offenbar plädiert wird, „dem kontemplativen Geist und dem Mitträger der wichtigen Gedanken seiner Zeit keine geringere Bedeutung“ beigemessen werde als den aktiven Gestaltern⁸⁶. Das kommt auf den Rang der *Contemplatio* an. Aber Binder will wahrscheinlich etwas anderes sagen und hat sich nur in den Kategorien vertan, nämlich, daß in der Kommunikation ein wesentliches humanistisches Verdienst liegen kann. Sie ermöglicht es erst, daß sich die geistig Interessierten und nicht bloß die politisch oder konfessionell Verbundenen zusammenschließen: Die Formen eines solchen Gedankenaustausches kommen damals erst zustande. Insofern ist Hummelberg allerdings wichtig. Willy Andreas bemerkt in seiner bekannten Darstellung „Deutschland vor der Reformation“ – ich benütze die letzte, 7. Auflage, 1972 – kritisch (Anm. zum 8. Kapitel, S. 621): „Das Interesse, das selbst kleinere Literaten und Schulmeister in der Humanismusforschung der letzten Jahrzehnte gefunden haben, scheint mir zu hypertrophisch entwickelt“. Ja – wenn man auf bloßes Sammeln von Daten ausgeht, jeden Verse-macher hofiert und den vielleicht hundertsten Anklang an eine horazische Ode oder an Vergils *Georgica* feierlich vermerkt. Es gibt auf diesem Gebiet durchaus eine Wissenschaft vom Nichtwissenswerten. Sobald man aber die Geschichte der Gesellschaft ins Auge faßt, und damit Verse, Briefe, Reden als Form der Mitteilung, steht es anders. Genealogisch-soziale wie daraus resultierende geistige Verbindungslinien können gar nicht deutlich und intensiv genug mit Namen belegt werden. Unter diesem Aspekt gibt es keine Persönlichkeiten zweiter oder dritter Ordnung, sondern es kommt auf die Öffnung oder Abschließung von Ständen, es kommt auf die Bildung von mehr oder minder spontanen Gruppen über die sozialen Unterschiede hinweg, auf *societas* und auf *sodalitas* an. Die italienische Humanismusforschung hat in der Riesensammlung von Cosenza⁸⁷ ein treffliches per-

⁸⁶ Binder, loc. cit. 19.

⁸⁷ Emilio Cosenza, *Biographical and Bibliographical Dictionary of the Italian Humanists* ... 1962.

sonengeschichtliches Hilfsmittel, dergleichen wird es für die deutsche kaum so bald geben. Ersatz könnten, neben den Universitätsmatrikeln die Anmerkungen und die Indices von Editionen bieten — sie können prosopographisch gar nicht ausführlich genug sein, ohne daß man darum die Überschwemmung des Textes oder der Hauptpersonen durch derartige Hinweise zu befürchten braucht. Ihr zu begegnen ist eine Sache der disziplinierten Stoffanordnung und freilich: vom Leser her auch der nötigen Aufgeschlossenheit für die wesentlichen Gesichtspunkte.

Wir sprachen von der Nachbarschaft Reuchlins. Von seiner einmaligen und eigenartigen Leistung abgesehen nimmt er zwischen Jurisprudenz und Philologie, gesellschaftlich zwischen Bürgertum, fürstlichem Hof und Universität eine für den Humanisten typische Position ein. In diesen Zusammenhang gehört etwa auch der Rechtsgelehrte Johann Sichard, dessen philologische Leistungen Paul Lehmann⁸⁸ schon vor Jahrzehnten gewürdigt hat. Dem Juristen hat H. E. Feine⁸⁹ aufgrund älterer Vorarbeiten eine zusammenfassende biographische Skizze gewidmet, an der hier nicht die schon — bekannten — Lebensdaten⁹⁰ interessieren, als vielmehr der Akzent, der auf die charakteristische Spannung zwischen humanistischen gelehrten Neigungen, juristischer Lehr- und Editionstätigkeit einerseits und andererseits der Inanspruchnahme im landesfürstlichen Rat fällt. Die Anschauung, die uns Lieberich vorhin am bayerischen Beispiel geboten hat, wird ergänzt durch den Ausdruck, den das Bewußtsein von der eigenen Situation findet: „Glaub mir, etwas anderes ist es, ein Rechtsgelehrter zu sein, etwas anderes, Latein und Griechisch zu können“. Dieses Briefzitat von 1535 (Feine, op. cit. S. 67) ist in seinem Zusammenhang offensichtlich ein Ausdruck verhaltener Resignation des dauernd durch Geschäfte Überforderten. Es genügt offenbar nicht, zwischen dem bodenständigen Bürgerhumanismus und dem freien Literaturhumanismus (A. v. Martin, *Soziologie der Renaissance* 1974 S. 82) zu unterscheiden, man muß den durch die Sachzwänge des Staates ebenso gestörten wie durch die Gunst des Hofes wiederum geförderten Humanismus als weiteren Typus hinnehmen. Sichard

⁸⁸ Paul Lehmann, *Johannes Sichardus und die von ihm benutzten Handschriften und Bibliotheken*, Quellen und Untersuchungen zur lat. Philologie des Mittelalters 4, 1, München 1911.

⁸⁹ Hans Erich Feine, *Johann Sichard* in: *Schwäbische Lebensbilder* 5, 1950. 60–72.

⁹⁰ Geb. Tauberbischofsheim 1490; gest. Tübingen 1552.

hat nach Feines Vermutung (S. 61) erste Anregungen durch Ulrich Zasius empfangen. Von ihm hat Erik Wolf in seinem berühmten Buch über „Große Rechtsdenker“ schon 1939 ein klassisches Bild geboten. Die Forschung ist dabei nicht stehen geblieben, namentlich dank den Arbeiten des Rechtshistorikers Hans Thieme und seiner Schüler⁹¹. Das Hauptproblem ist dabei Zasius' Anteil an der Schöpfung des Freiburger Stadtrechts von 1520. Ohne auf die verwickelten Detailfragen hier einzugehen sei, auf eine Abhandlung in einer im Ausland jedenfalls weniger bekannten lokalgeschichtlichen Zeitschrift „Schau-ins-Land“⁹² hingewiesen, von Theodor Zwölfer: Dr. Ulrich Zäsi und die Bestätigung des Freiburger Neuen Stadtrechts. Nicht nur für Zasius, auch für das Verhältnis des Stadtrechts zum humanistischen Denken bringen die Thesen Zwölfers neue Aspekte und neues Material. Zasius ist auch sonst noch nicht ganz ausgeschöpft; wer seine Handschrift kennt, kann sich denken, womit es zusammenhängt.

Wenn ich abschließend^{92a} eine Skizze über den Juristen Vergenhans (Nauclerus), den ersten Tübinger Rektor herausgreife, dann weil sie Gelegenheit gibt, noch ein anderes Stichwort aufzugreifen: die Historiographie.

⁹¹ Cf. z. B. Hans Thieme, *Ulrich Zasius und die Glosse des Accursius* in: Publications du centre Européen d'études Burgundo-Médianes, No. 6-1964, 63–68, worin die Souveränität des Zasius im Umgang mit der berühmten Autorität hervorgehoben wird. Hinzu kommen einige juristische Dissertationen über den Schülerkreis des Zasius sowie über das Stadtrecht, aus Thiemes Schule, die ich hier nicht behandeln kann.

⁹² Theodor Zwölfer, *Dr. Ulrich Zäsi und die Bestätigung des Freiburger Neuen Stadtrechts*, in: *Schau-ins-Land* 80, Freiburg 1962, 70–104.

^{92a} Die Rücksicht auf den Raum zwingt mich zur Beschränkung. Ich hätte sonst noch die gehaltvolle Studie von Reinhold Rau, *Die Tübinger Jahre des Humanisten Johannes Alexander Brassicanus* (brassica = Kohl), in: *ZWLG* 19 (1960), 89–127 ausführlich berücksichtigt, zumal es sich um einen Korrespondenten Peutingers, Michael Hummelbergs, auch Rychards handelt und um einen Schüler Bebel's. Obwohl Rau zum schriftstellerischen Werk des „poeta laureatus“ (1518) neues Material vorlegen kann, scheint mir wichtiger, daß sich in der Biographie des Brassicanus neuer Anschauungsstoff bietet zu einem Thema, das unversehens zu einem unserer wichtigsten Probleme geworden ist, dem Verhältnis des Humanisten zur Politik. Vgl. Raus Bemerkung über den Zwiespalt der politischen Tätigkeit (im Dienst des Maximilian v. Zevenbergen) zu den *studia humanitatis*, 111: Hinwendung zur politischen Dichtung = Abkehr von seiner „eigentlichen Bestimmung“. Andererseits ist politische Publizistik

Denn Vergenhans ist durch seine Weltchronik bekannt. Hermann Haering⁹³ hat sie, auf Johannes Hallers Universitätsgeschichte gestützt, treffend charakterisiert und sie dabei im Blick auf ihre behutsamere und kritische Handhabung der Quellen über Hartmann Schedels Weltchronik⁹⁴ gestellt. Auch über Jakob Wimpfelings Epitome, wobei allerdings daran zu erinnern wäre, daß diese einen ganz anderen Typ, nämlich den neuartigen Versuch einer nationalen deutschen Geschichte oder besser eines Geschichtsabrisses, darstellt. Bei einem Vergleich müßten die verschiedenen Gattungen zur Sprache kommen. Die Maßstäbe würden sich dann differenzieren.

Von Wimpfeling nachher noch. Unsere Kenntnis der elsässischen politischen Historiographie hat 1958 Kurt Ohly bereichert durch die kritische Ausgabe einer zwar bisher nicht unbekannten, aber unzulänglich edierten und interpretierten Schrift: Nicolaus, *De preliis et occasu ducis Burgundie historia*⁹⁵. Vom Verfasser stand außer diesem Namen bisher nichts fest. Ohly führt mehrere Indizien an, die den Chronisten als Straßburger, das Ganze als eine für Straßburg (und René v. Lothringen) parteinehmende Darstellung der letzten Jahre Karls des Kühnen erkennen lassen. Er analysiert dann sehr weit ausgreifend die Weltanschauung, die aktuelle Stellungnahme und den Stil der Historia

ein Element in der Vita des Humanisten als Typ genommen. Das Problem Humanismus und Politik ist sehr vielschichtig, zumal es nicht auf den historischen Gemeinplatz ankommt, daß viele Humanisten zugleich aktiv politisch tätig waren, sondern darauf, was an ihrer politischen Aktivität als speziell humanistisch angesprochen werden könnte und wie das zu formulieren wäre. Hierin hat Lutz Pionierarbeit geleistet (s. o.).

⁹³ Hermann Haering, *Johannes Vergenhans, genannt Naclerus... 1425–1510* in: Schwäbische Lebensbilder wie Anm. 89, 1–25.

⁹⁴ 15. – Über Hartmann Schedels Weltchronik vgl. auch Elisabeth Rücker, *Die Schedelsche Weltchronik*, in: Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg zur deutschen Kunst- und Kulturgeschichte, hrsg. Ludwig Grote, 33, München (1973). Darin auch die Hauptdaten zur Entstehung des Werkes.

⁹⁵ Kurt Ohly, *Nicolaus: De preliis et occasu ducis Burgundie historia und drei andere Straßburger Flugschriften gegen Karl von Burgund aus den Jahren 1477/78*, in: ZGO 1958, 53–93 und 277–363. – Die Edition ist etwas unübersichtlich, die Seitenzahlen der älteren Ausgabe müßten klarer hervortreten, wenn schon auf sie Bezug genommen wird. Der Rahmen – bis hinauf zur Karolingischen Renaissance – ist unnötig weit gespannt.

und stellt Nicolaus in eine abrißhafte Geschichte des süddeutschen Humanismus überhaupt hinein, wobei er trotz der gerügten unklassischen und manchmal geschraubten Wendungen als der „früheste Schriftsteller von Rang“ innerhalb des ganzen oberrheinischen Humanismus nicht schlecht abschneidet. Übrigens ist der Textausgabe ein Index der nicht-ciceronianischen und -caesarischen Redensarten angefügt.

Nach meinem Dafürhalten wird die politisch und historiographisch interessante Schrift allerdings überschätzt. Von „geschichtsphilosophischen Reflexionen“ (291) zu sprechen, geht wohl doch zu weit. Die stilistischen Kriterien, die Vf. anwendet, sind ein weites Feld, man könnte manches anders sehen. Daß der Straßburger Wolfgang Angst von Erasmus gebeten wurde, die *Querela pacis* zu korrigieren (311) ist unrichtig, die *Querela* kommt in der Korrespondenz mit Angst nirgends vor. Trotz der unnötigen Weitschweifigkeit des Kommentars bleibt die Edition eine dankenswerte Leistung⁹⁶.

In die Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte⁹⁷ ist eine Inschriftensammlung (Handschrift aus der Mitte des 16. Jhdts) aufgenommen, deren kunterbunte Einträge, italienische und süddeutsche, – interpretiert von Reinhold Rau – nur durch das humanistische Interesse an *viri illustres* und an der Form des Epigramms zusammengehalten sind. Darunter eine bisher umstrittene Grabschrift für Reuchlins Familiengrab, die Decker-Hauff's Ausführungen zur Sache noch einmal zur Diskussion stellt (oben S. 96) und auch, weshalb wir hier darauf zu sprechen kommen, ein Epitaph auf Jakob Wimpfeling, bisher nur aus späterer Quelle bekannt, und ein sonst offenbar nicht überliefertes auf seine Schwester Magdalene, beide von Beatus Rhenanus. – Auch ein erster Überblick über meine Ausgabe von Wimpfelings *Adolescentia* ist dort erschienen⁹⁸. Das Werk selbst dagegen, wie auch der

⁹⁶ Die ‚Elsässischen Charakterköpfe‘ Richard Newalds, die Hans-Gert Roloff im Rahmen eines Sammelbandes *Probleme und Gestalten des deutschen Humanismus, Studien von Richard Newald* (Berlin) 1963, herausgegeben hat, stammen von 1944. – Für uns wesentlich wäre an sich die Dissertation von Ernst-Wilhelm Kohls, *Die Schule bei Martin Bucer*, Heidelberg 1963, wegen ihres weiten Rahmens, doch enthalte ich mich im Blick auf den im gleichen Band erscheinenden Beitrag von Robert Stupperich aller Bemerkungen zu Bucer wie auch zu Melanchthon.

⁹⁷ Reinhold Rau, *Über eine Sammlung von Inschriften des 16. Jahrhunderts*, in: ZWLG 23 (1964), 418–438.

⁹⁸ ZWLG 22 (1963), 1–18.

Folgeband ist, wiewohl der Zusammenhang mit der oberrheinischen Geschichte im Kommentar gewahrt bleibt, doch in einen überregionalen Rahmen gestellt⁹⁹. Dasselbe gilt für einige begleitende oder weiterführende Untersuchungen¹⁰⁰. Erst recht hat Adolf Schmidt¹⁰¹, schon etwas früher, Wimpfelings „*Responsa et Replica ad Eneam Silvium*“ von der elsässischen Umgebung lösen müssen, da sie als Anhang zur Edition der *Germania* des Enea Silvio herausgegeben sind. Zugleich ist eine Übersetzung beider Schriften in den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit“ verlegt worden¹⁰², erst sie hat eine ausführliche Einleitung; die zu den originalen Texten ist übermäßig knapp gehalten – bei getrennter Publikation hat dieses Verfahren seine Nachteile. Wenn bemerkt wird, Wimpfeling hätte „eigentlich wissen müssen“, daß „sein Appell an den apostolischen Stuhl . . . völlig in den Wind gesprochen war“ (*Germania* . . . S. 8), dann ist das eine Verkennung seiner Mentalität. Wimpfeling war kein Hutten.

In wieder ganz anderem methodischen Zusammenhang wäre die Studie von Eckhard Bernstein über Thomas Murners Aeneis-Übersetzung zu nennen¹⁰³. Wir stoßen damit an die Grenze des Problembereichs, den wir uns vorgenommen haben.

⁹⁹ Jakob Wimpfelings *Adolescentia* unter Mitarbeit von Franz Josef Worstbrock, München 1965. – Jakob Wimpfeling und Beatus Rhenanus, *Das Leben des Johannes Geiler von Kaysersberg*, unter Mitarbeit von Dieter Mertens, München 1972 (= *Jacobi Wimpfelingi opera selecta* I und II, 1).

¹⁰⁰ Bemerkungen zu einer Wimpfeling-Ausgabe, in: *Jahrb. f. Internat. Germanistik* III, 2 (1971), 218–225. – Wimpfelings Begegnung mit Erasmus in: *Renatae litterae*, August Buck zum 60. Geburtstag, Frankfurt 1973, 132–155. – Zu einer humanistischen Handschrift, 63 der Newberry Library Chicago in: *Geschichte, Wirtschaft, Gesellschaft, Festschr. Clemens Bauer zum 75. Geburtstag*, Berlin 1974, 153–187.

¹⁰¹ Adolf Schmidt (Hrsg.), *Aeneas Silvius, Germania und Jakob Wimpfeling, 'Responsa et Replica ad Eneam Silvium'*, Köln/Graz 1962.

¹⁰² Übersetzung in *Die Geschichtsschreiber der Deutschen Vorzeit*, 3. Ges. Ausgabe, Band 104, Köln/Graz 1962.

¹⁰³ Eckhard Bernstein, *Die erste deutsche Aeneis, eine Untersuchung von Thomas Murners Aeneis-Übersetzung aus dem Jahre 1515*, in: *Deutsche Studien*, 23, Meisenheim am Glan, 1974. In diesen Zusammenhang würde auch die Dissertation von Michael Mommert gehören: *Konrad Humery und seine Übersetzung der Consolatio Philosophiae*, Münster i. Westf. 1965.

Ich füge nun am Ende nicht etwa einen „allgemeinen Teil“ an, sondern runde den bisherigen Bericht nur ab durch einige Gedanken darüber, wie sich das Bild der deutschen Humanismusforschung unter anderen Aspekten ausnehmen würde.

Noch organisch anschließen würde sich als Überdachung gleichsam der territorialen Welt der kaiserliche Hof. In unserem Falle wäre also vor allem von Maximilian I. zu sprechen, das heißt von der neuen Ausgabe des Weisskunig¹⁰⁴. Im übrigen scheint es doch geraten, die Vollendung des großen Maximilianwerkes des Grazer Historikers Wiesflecker¹⁰⁶ erst abzuwarten, oder doch neue Vorhaben mit ihm abzustimmen.

Es gibt aber sowohl im Persönlichen wie im Sachlichen übergreifende Probleme, die sich der regionalhistorischen Sehweise fast ganz entziehen und sozialgeschichtlich zumindest nicht voll erfaßbar sind.

Wieviel zum Beispiel von der deutschen Erasmusforschung wird sich auf die vorhin erprobte Weise einfangen lassen? Zwar könnte die Bemerkung des Kirchenhistorikers August Franzen¹⁰⁶ ins Feld geführt werden: „Wohl nirgendwo in Europa sind die Grundlinien erasmischen Denkens und Wollens so unverfälscht und konsequent jahrzehntelang durchgeführt worden wie am Niederrhein!“ Er meint vor allem den Düsseldorfer Herzogshof und führt Beobachtungen weiter, mit denen A. Gail in seiner Dissertation angefangen hat¹⁰⁷. Insofern gibt es also durchaus einen territorialgeschichtlichen Aspekt, zumindest der Auswirkung erasmischer Ideen auch außerhalb universitärer Kreise oder literarischer sodalitates. Und ein sozialgeschichtlicher Gegenstand ist die Carrière des Erasmus zwischen allen Institutionen und Parteien („semper solus esse volui“)¹⁰⁸ in enormem Ausmaß. Welche Gesellschaft

¹⁰⁴ *Kaiser Maximilian I. Weisskunig*, Hrsg. Th. Musper in Verbindung mit Ruolf Buchner, Heinz-Otto Burger, Erwin Petermann, I, II, Stuttgart 1956. – Ruolf Buchner, *Maximilian I., Persönlichkeit und Geschichte*, Göttingen 1959.

¹⁰⁵ Von Hermann Wiesfleckers auf vier Bände geplanter Biographie hat mir bis zum Abschluß des Manuskripts nur Bd. I, München 1971 vorgelegen.

¹⁰⁶ August Franzen, in: HJ. 83 (1964), 95 f.

¹⁰⁷ Anton Gail, *Johann von Vlaten und der Einfluß des Erasmus von Rotterdam auf die Kirchengeschichte der vereinigten Herzogtümer*, in: *Düsseldorfer Jahrbuch* 45 (1951).

¹⁰⁸ So im *Hyperaspistes*, I = LB X, 1252 A.

setzt sie voraus, damit ein derartiger Aufstieg aus dem gesellschaftlichen Nahezunichts überhaupt möglich wird! Dennoch weist die hauptsächliche Tendenz der Erasmusforschung in andere Richtung. Da fällt zunächst die Neigung auf, nicht nur in Deutschland übrigens, den Theologen Erasmus in den Vordergrund zu stellen¹⁰⁹. Sie ist nicht ohne Widerspruch geblieben – die Kritik Otto Schottenlohers¹¹⁰ an dem Buch von Kohls ist symptomatisch – und ich wage zu vermuten, sie wird es auch in Zukunft nicht bleiben. Mit dem Namen Schottenloher ist im übrigen ein Forscher genannt, dessen beharrliche historisch-philologische Bemühungen und sorgfältige Liebe zu Erasmus eine ausführliche Würdigung verdiente, mag man auch in manchem von ihm abweichen¹¹¹. Daneben kommt wohl der Dissertation von Karl-Heinz Oelrich „Der späte Erasmus und die Reformation“¹¹² besonderer Rang zu. Ein weiteres Kapitel wäre der deutsche Anteil an der kritischen Edition und an der Übersetzung erasmischer Werke¹¹³.

¹⁰⁹ A. Auer, *Die vollkommene Frömmigkeit des Christen nach dem Enchiridion militis Christiani des Erasmus von Rotterdam*, Düsseldorf 1954. – E. W. Kohls, *Die Theologie des Erasmus*, I, II, Basel 1966. – Gerhard B. Winkler, *Erasmus von Rotterdam und die Einleitungsschriften zum Neuen Testament, Formale Strukturen und theologischer Sinn*, Münster i. W. 1973. – Willi Hentze, *Kirche und kirchliche Einheit bei Erasmus von Rotterdam*, Paderborn 1974. Dies nur eine kleine Auslese. Vom „Erasme des profondeurs“ spricht J. P. Massaut einmal in: *Revue d'Histoire Ecclésiastique* 69 (1974), 453–469, indem er das Schrifttum dieser Art, das sich ja nicht auf Deutschland beschränkt, (man denke vor allem an G. Chantraine) zusammenfaßt.

¹¹⁰ *Arch. f. Ref. Gesch.* 58 (1967), 250 ff. Dazu wieder G. Chantraine, in: *Revue d'Histoire Ecclésiastique* 54 (1969), 811–820.

¹¹¹ Hervorgehoben bei: Otto Schottenloher, *Erasmus und die Respublica christiana*, in: *HZ* 210 (1970), 295–323. – *Lex naturae und lex Christi bei Erasmus* in: *Scrinium Erasmianum*, Leiden 1969, 253–299. – *Zur Legum Humanitas bei Erasmus* in: *Festschr. Hermann Heimpel I*, Göttingen 1971, 667–683. – *Zur Funktion der loci bei Erasmus*, in: *Hommages à Marie Delcourt*, Collection Latomus, Vol. 114, Bruxelles 1970, 317–331.

¹¹² Karl Heinz Oelrich, *Der späte Erasmus und die Reformation*, Münster 1961. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 86).

¹¹³ Anteil an der Amsterdamer Edition cf. oben Anm. 30. Im selben Band auch die Editionen des *Panegyricus ad Philippum* und der *Institutio principis Christiani* von O. Herding. – Übersetzung erasmischer Werke: die Ausgabe der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft: *Erasmus von Rot-*

Im Bereich der sachlichen Grundlagenforschung würde ich zwei Gebiete hervorheben: die philologisch-historische Arbeit an den Quellentypen zuerst. Da sind einmal die Übersetzungen. Zwar hat man ihnen von jeher, ich brauche bloß Joachimsen¹¹⁴ zu nennen, Aufmerksamkeit geschenkt. Doch fängt man wohl erst neuerdings damit an, nicht einzelne Übersetzer — nur Thomas Murner wurde vorweg erwähnt — sondern die ganze Quellengattung in den Griff zu bekommen. Das hängt nicht zuletzt mit mancherlei theoretischen Überlegungen über ihr Wesen zusammen. Man versucht auch quantitativ des Stoffes Herr zu werden. Ein Katalog humanistischer Übersetzungen antiken saekularen

terdam, *Ausgewählte Schriften*, Darmstadt 1968 ff. (Hrsg. Werner Welzig). Von den acht geplanten Bänden sind bisher 6 erschienen. Leider sind — was leichte Mühe gewesen wäre — die Parallelstellen in der Leidener Edition nicht angegeben, so daß aus ihr nicht zitiert werden kann. Im übrigen sind Übersetzungen und Kommentare, wie sich denken läßt, von unterschiedlicher, insgesamt aber hoher Qualität. Als besonders gut gelungen sei der zuletzt erschienene Band 7 (1972) erwähnt, der den Ciceronianus und eine Adagien-Auswahl enthält (Theresia Payr). Einzelne Werke sind immer wieder übersetzt worden, z. B. von A. Gail die *Institutio principis Christiani*. Während die Ausgabe der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft den lateinischen Text in der Regel der Leidener Ausgabe entnimmt (anders allerdings Theresia Payr), bietet Gail zusätzlich die Varianten der editio princeps. Es sei bei dieser Gelegenheit in seiner Ausgabe: *Erasmus von Rotterdam, Fürstenerziehung*, Paderborn 1968 ein geringfügiges Versehen bereinigt, eine Lesart, die er aber selbst eigens (S. 24) hervorhebt und begründet: wenn Erasmus *contantior* schreibt, ist das kein Irrtum für *constantior*, sondern eine Nebenform zu *cunctantior*, die Form muß also stehen bleiben (Beginn des Kapitels *De bello suscipiendo*, LB IV, 607 C, ASD IV, 1, 213, 457). In der zugehörigen Marginalie schwanken die Lesarten zwischen ‚contanter‘ und ‚cunctanter‘. Gail hat 1969 auch das *Encomium moriae* übersetzt, Stuttgart 1969. Zur *Institutio* cf. noch die Dissertation von Dietmar Fricke über *Die französischen Fassungen der Institutio principis Christiani*, Genève–Paris 1967, und die allgemeiner gefaßte, aber doch wesentlich auf sie bezogene Dissertation von Eberhard von Koerber, *Die Staatstheorie des Erasmus von Rotterdam*, Berlin 1967, gegen die allerdings Einwände erhoben werden können, z. T. auch erhoben worden sind (z. B. Otto Schottenloher, in: *Festschr. Hermann Heimpel*, S. 670, s. o. S. 105, A. 111).

¹¹⁴ Cf. z. B. Paul Joachimsohn, *Zu Nicolaus von Wyle*, in: *Zs. vgl. LG. und Ren. Lit.* NF 3, 1890.

Schrifttums ins Deutsche von Franz Josef Worstbrock wird demnächst in Druck gehen¹¹⁵. Die Bewältigung patristischer Übersetzungen ist noch ein Desiderat. Hinzu käme als drittes die deutsche Übertragung humanistischer, also ungefähr zeitgenössischer Texte.

Als zweiter Quellentyp hat der humanistische Kommentar in einem Sammelband unter der Ägide von August Buck soeben eine Bearbeitung unter den verschiedensten Aspekten erfahren¹¹⁶.

Zur Historiographie im Humanismus, die nicht ganz so systematisch behandelt worden ist wie in den letzten Jahren die unmittelbare Vorstufe, die spätmittelalterliche Stadtgeschichtsschreibung¹¹⁷ liegen immerhin neben Einzelstudien¹¹⁸ auch grundsätzliche Überlegungen vor, wie die Dissertation von R. Landfester: *Historia magistra vitae*¹¹⁹ oder, wieder unter anderen Gesichtspunkten der Aufsatz von Franz Josef

¹¹⁵ Cf. außerdem: Franz Josef Worstbrock, *Zur Einbürgerung der Übersetzung antiker Autoren im deutschen Humanismus*, in: *Zs. f. Dt. Altertum und deutsche Literatur* 99 (1970), 45–81.

¹¹⁶ *Der Kommentar in der Renaissance*, Hrsg. v. August Buck und Otto Herding, Kommission für Humanismusforschung, Mitteilung I, Deutsche Forschungsgemeinschaft Bonn-Bad Godesberg 1975. Die Thematik geht über den deutschen Rahmen hinaus. Wenn ich den Beitrag, dem Thema gemäß, von Günter Hess, *Kommentarstruktur und Leser, das Lob der Torheit des Erasmus von Rotterdam, kommentiert von Gerardus Listrius und Sebastian Franck*, 141–165 heraushebe, dann nicht nur als Ergänzung zu Anm. 113 (Erasmusforschung), sondern weil der Zusammenhang mit der sozialgeschichtlichen Diskussion, der auch die vermehrten Bemühungen um Übersetzungen motiviert – denn Übersetzung meint Publikum, – hier besonders deutlich zur Sprache kommt: Hess ist auch in einem größeren Werk: *Deutsch-lateinische Narrenzunft. Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts*, München 1971 auf das Problem des Kommentars eingegangen.

¹¹⁷ Es gibt eine Reihe, z. T. nur in Masch.Schr. vorhandener Dissertationen zur reichsstädtischen Geschichtsschreibung, die ich hier nicht zu besprechen habe. In Ergänzung zu der in Anm. 5 genannten Arbeit sei noch hingewiesen auf: Bernhard Menke, *Geschichtsschreibung und Politik in deutschen Städten des Spätmittelalters* (Köln, Braunschweig, Lübeck, Mainz und Magdeburg) in: *Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins* 33 (1958), 34/35, 1959/60.

¹¹⁸ s. o. Anm. 24, 94 und 95.

¹¹⁹ Rüdiger Landfester, *Historia Magistra Vitae, Untersuchungen zur humanistischen Geschichtstheorie des 14. bis 16. Jahrhunderts*, Genève 1972. –

Worstbrock: Über das geschichtliche Selbstverständnis des deutschen Humanismus¹²⁰.

Die im engeren Sinne literarhistorische Quellenforschung mag, wiewohl es kaum etwas gibt, was daran nicht auch den Historiker anginge, zunächst der Kritik der Spezialisten überlassen bleiben. Dagegen wäre die Methode der Edition humanistischer Texte insgesamt einmal zu überprüfen, sowohl wo ausdrücklich über sie reflektiert wird, was neuerdings überhaupt wieder häufiger geschieht¹²¹, wie auch, wo implizite nach bestimmten Prinzipien verfahren wird.

Das andere Gebiet humanistischer Grundlagenforschung, das einen eigenen Überblick verdiente, ist der Druck und alles, was in seinem Umkreis liegt. Seine Anfänge gehören zu den Voraussetzungen des Humanismus. Man kann sich aber verhältnismäßig leicht im Archiv für Geschichte des Buchwesens wie im Gutenberg-Jahrbuch einen Überblick verschaffen¹²². Dagegen ist es ein heute wohl fast vergessenes Verdienst des Börsenblattes für den Deutschen Buchhandel, von dem sich 1958 für historische Forschungen das „Archiv“ abzweigte, daß es schon in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch, von 1947 an, wo andere Sorgen an der Tagesordnung waren, eine Reihe von Kurzmonographien spätmittelalterlicher und humanistischer deutscher Drucker und Verleger brachte (von Hans Bockwitz vor allem), über die natürlich heute anderswo ausführlicher und bequemer nachgelesen werden kann, die aber damals zur Wiederaufnahme einer Forschungstradition ermunterten¹²³.

¹²⁰ wie Anm. 35.

¹²¹ Grundsätzliche Überlegungen, die mutatis mutandis auch in einigen Punkten vielleicht den wieder anders liegenden Problemen der Edition humanistischer Texte als Anregung dienen könnten, sind in dem Band 13 der Forschungsberichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft; *Probleme altgermanistischer Editionen*, Wiesbaden 1968, hrsg. Hugo Kuhn, Karl Stackmann, Dieter Wuttke enthalten.

¹²² Ich gebe zwei Beispiele im Sinne der bisher verfolgten Forschungsrichtung: W. Reuter, *Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Buchdruckergewerbes im Rheinland bis 1800*, in: Arch. f. d. Gesch. d. Buchwesens 1958 und J. Heitjan, *Die Stellung der Buchgewerbetreibenden in der Stadt Köln und zu ihrer Universität*, in: Arch. f. die Gesch. des Buchwesens 1971.

¹²³ von Hans Bockwitz vor allem.

Abgesehen von den großen Werken von Geldner¹²⁴ und Benzing¹²⁵ kommt das Buch von Hans Lülfi, *Johannes Gutenberg und das Buchwesen des 14. und 15. Jahrhunderts*¹²⁶ dem gegenwärtigen Denken insofern entgegen, weil das Buchwesen in die Mitte der sozialen und ideellen Situation des spätmittelalterlichen Bürgertums und Adels gestellt wird und damit die gesellschaftlichen Vorbedingungen des Humanismus mit erörtert werden. Unter diesem sozialhistorischen Aspekt erscheinen auch in zahlreichen Einzelveröffentlichungen nicht nur die Drucker, Druckergesellen und Verleger¹²⁷, sondern auch Gutenberg und sein besonders von den Humanisten gepflegter Nachruhm. Erwartungsgemäß entsteht ein Kontrast. Aus einem sehr sorgfältig von Hans Widmann, dessen Name auch sonst in die Geschichte der heutigen Buchdruckforschung gehört, herausgegebenen Sammelband „Der gegenwärtige Stand der Gutenbergforschung“¹²⁸ ergibt sich doch der Eindruck, daß Gutenberg als der Erfinder angesprochen werden kann. Gestützt auf den amerikanischen Gelehrten P. Butler¹²⁹ hat nun im ersten Band des Handbuches für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte R. Sprandel¹³⁰ diesen „Heroenkult“ verworfen zugunsten der Annahme „geographisch verbreiteter, technisch verschiedenartiger Ansätze ...“ (S. 336), d. h. also einer Leistung der Gesellschaft. Sprandel konnte das Buch Widmanns noch nicht kennen. Das Gespräch wird also weitergehen, in ihm wird die Überprüfung humanistischer Zeugnisse ihre Rolle spielen. Im Grunde handelt es sich nur um ein besonderes Kapitel aus der allgemeinen — und alten — Diskussion über die Rolle der Gesellschaft und die der einzelnen Persönlichkeit in der Geschichte. Sie ist zugleich immer auch eine Besinnung auf die Methoden. Soziologie und Sozial-

¹²⁴ Ferdinand Geldner, *Die deutschen Inkunabeldrucker I, II* Stuttgart 1968, 1970.

¹²⁵ Josef Benzing, *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet*, Wiesbaden 1963.

¹²⁶ Leipzig 1969.

¹²⁷ s. Anm. 122.

¹²⁸ Stuttgart 1972.

¹²⁹ Pierce Butler, *The origin of printing in Europe*, Chicago & London 1966. Gerade in dem uns interessierenden Punkt argumentiert Butler nur mit vagen Analogien allgemeiner historischer Erfahrung ohne irgend einen handfesten Beweis.

¹³⁰ Rolf Sprandel, *Gewerbe und Handel* in: *Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1*, Stuttgart 1971, hier 336.

geschichte sind dem Historiker unabdingbar. Alleinseligmachend sind sie für ihn nicht.

Namentlich für die zuletzt angedeuteten Aufgaben, besonders die Erforschung der literarischen Genera im Bereich des Humanismus und die Edition und Kommentierung von Texten kommt alles darauf an, daß die soziologisch und die philologisch orientierte Sehweise einander ergänzen. Sowenig es nur mit Philologie geht, sowenig geht irgend etwas ohne sie. Die heutzutage häufig vertretene Auffassung — häufiger allerdings nach meiner Erfahrung in der gesprochenen Diskussion als im gedruckten Wort — eine „überholte philologisch ausgerichtete“ Historie habe zurückzutreten hinter einer soziologischen, ist in dieser Einseitigkeit — ganz abgesehen davon, daß auch die moderne Philologie soziologische Elemente hat — so bedenklich wie die umgekehrte Meinung und würde, wie in der Geschichtswissenschaft überhaupt, zumal in der Humanismusforschung dem Fortschritt den Weg versperren.

Ich würde nicht mit diesem etwas besorgten Satz schließen, wenn ich die Gefahr nicht für außerordentlich groß hielte: nicht natürlich bei den wenigen Spezialisten, aber doch bei den Historikern im allgemeinen. Sie wirkt sich vergrößert und vergrößernd sogar dahin aus, daß die sprachlichen Grundlagen in der Historie vernachlässigt werden. Es wäre bedauerlich, wenn einer alten, aber doch nicht als Gesetz anzusprechenden Erfahrung gemäß dem Fortschritt auf dem einen Feld ein gleich großer Rückschritt auf dem anderen entspräche. Die Humanismusforschung wäre unter den vordersten Leidtragenden.

ABKÜRZUNGEN

Arch.mrh.KG	=	Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte (Speyer)
HJ	=	Historisches Jahrbuch, Görresgesellschaft (München)
HZ	=	Historische Zeitschrift
JFLF	=	Jahrbuch für fränkische Landesforschung (Erlangen)
MGH	=	Monumenta Germaniae Historica
MVGN	=	Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg
Rhein. VJBl.	=	Rheinische Vierteljahrsblätter (Bonn)
ZBLG	=	Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte (München)
ZGO	=	Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Karlsruhe)
ZWLK	=	Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte (Stuttgart)